

Uli Hoeneß über Ottmar Hitzfeld, Karl Dall über Angela Merkel

Nummer 43 – 24. Oktober 2013 – 81. Jahrgang – Fr. 6,50 (inkl. MwSt.) – Euro 4,90

DIE WELTWOCHEN

80 JAHRE QUALITÄT



Parfümwolke voller Liebe

Das erstaunliche Leben der Schlagersängerin Beatrice Egli.

Von Lucien Scherrer

Berner Güsel-Wahnsinn

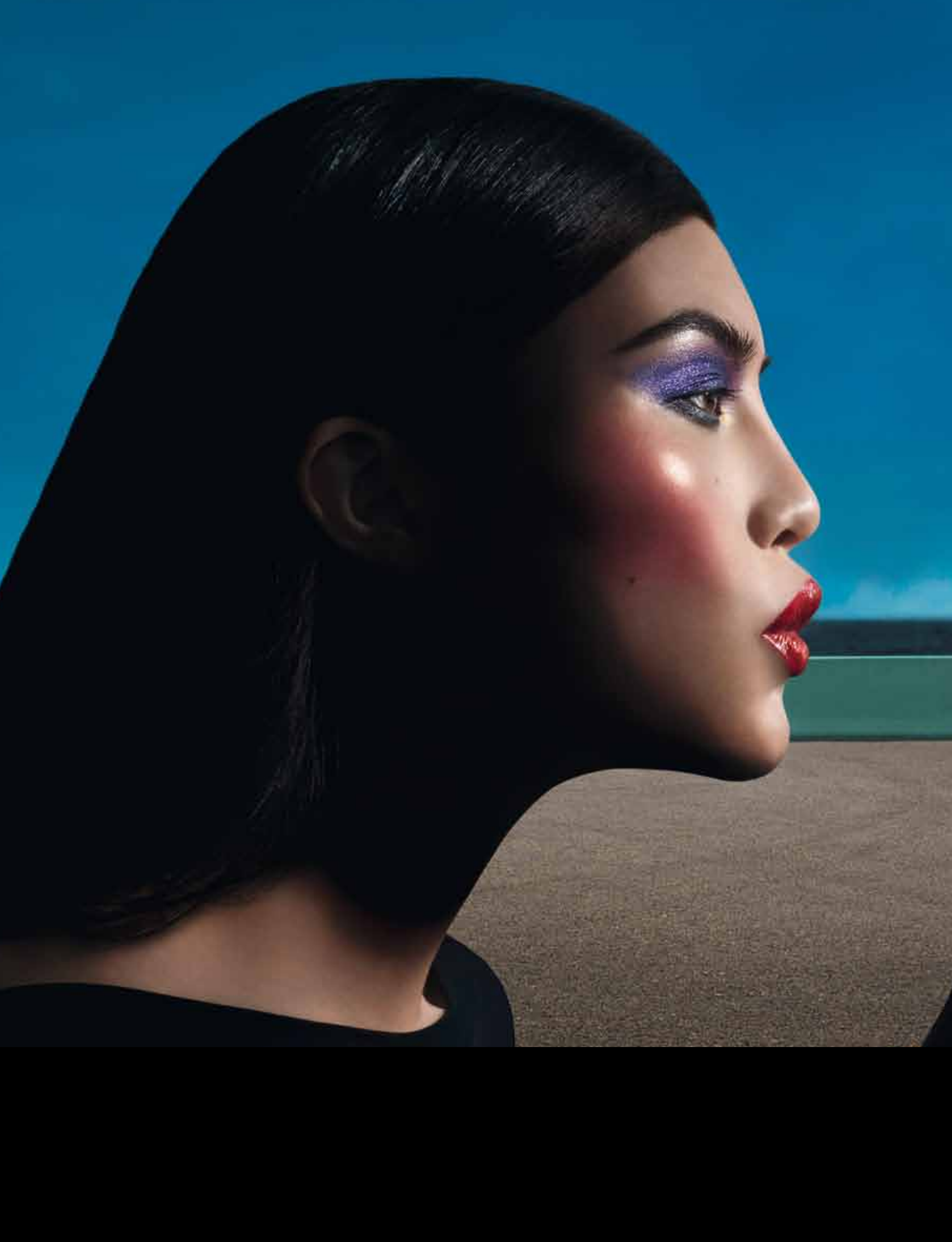
SP-Frau Ursula Wyss ersinnt neue Millionengebühren. *Von Philipp Gut*

Philipp Müllers Tanz an der Schmerzgrenze

Der Schnellsprecher steuert die arme FDP auf Öko und EU.

Von Urs Paul Engeler





The new maximalism.

Die neue S-Klasse und Sui He. Fotografiert von Max von Gumpenberg
und Patrick Bienert, inszeniert von Carine Roitfeld und Stephen Gan.
Mercedes-Benz Fashion Days Zurich vom 13. bis 16. November 2013.
www.mbfashiondays.ch



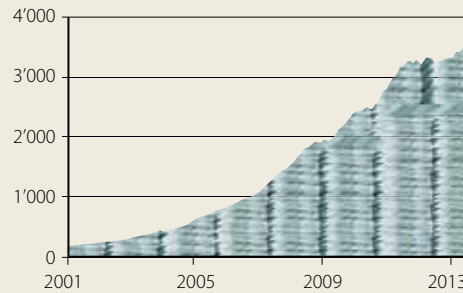
Mercedes-Benz **FASHION DAYS** ZÜRICH

Wachstumsmotor Asien?

Auch wenn derzeit viel über die Verlangsamung des Wachstums im Fernen Osten geschrieben wird: Die wirtschaftliche Gewichtsverschiebung weg von den Industrieländern und hin zu den aufstrebenden asiatischen Staaten schreitet unaufhaltsam voran. In unserem Szenario «Goldener Osten» ist es die Freisetzung enormer ökonomischer Kräfte, die in China und südostasiatischen Ländern zu Quantensprüngen in Wachstum und Wohlstand führen. Von diesem Aufschwung profitiert auch die restliche Welt.

1. Wachstumsmotor der Weltwirtschaft
Seit Jahren durchläuft China einen Prozess der nachholenden Entwicklung und zieht im Schlepptau eine ganze Reihe von asiatischen Staaten nach. Strukturelle Veränderungen, technologischer Fortschritt und zunehmendes Humankapital bergen auch zukünftig ein hohes volkswirtschaftliches Wachstumspotential. Der Einfluss auf die globale Wirtschaftsleistung nimmt unaufhaltsam zu.

Chinas Devisenreserven in Mrd. USD



Goldbestände aller Zentralbanken: 1'462 Mrd. USD

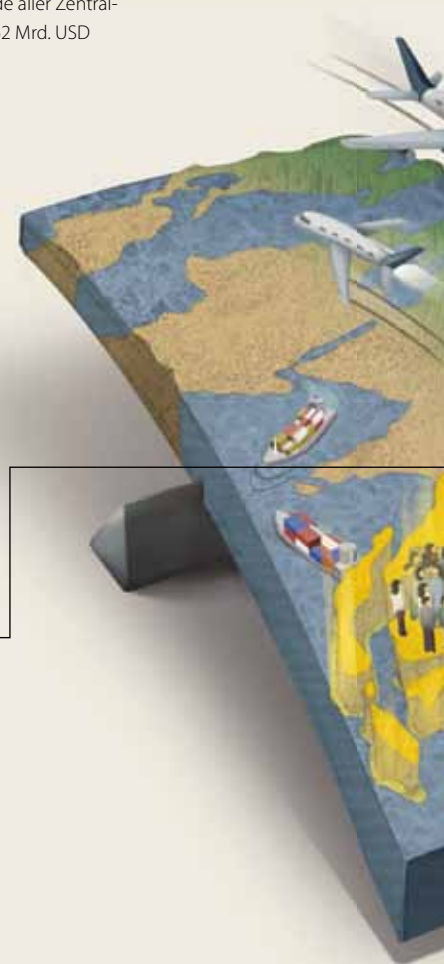


6. Weltweit höchste Devisenreserven

Die Gewichtsverschiebung von West nach Ost widerspiegelt sich auch in den Devisenreserven von China. Kein anderes Land der Welt besitzt grössere Fremdwährungsbestände als das Reich der Mitte. Mit dem vorwiegend aus US-Dollar und Euro bestehenden Devisenberg könnte China die Goldbestände aller Zentralbanken der Welt kaufen – und zwar 2.5 Mal.

5. Zunehmender Konsum

Der steigende Wohlstand der aufstrebenden Mittelschicht in Asien ist es, der auch der industrialisierten Welt Wachstumschancen bietet. Luxusuhren, Autos und generell westliche Markenprodukte stossen bei den immer kaufkräftigeren Asiaten auf grossen Anklang. So exportiert die Schweizer Uhrenindustrie bereits heute mehr als die Hälfte nach Asien. In knapp 20 Jahren dürften rund 60 Prozent des globalen Konsums von der asiatisch-pazifischen Mittelschicht generiert werden.

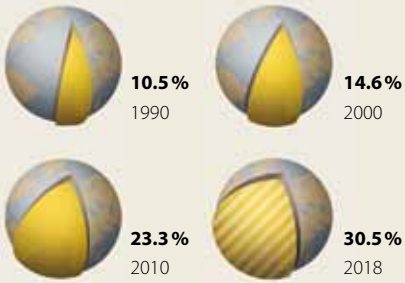


Anteile am Konsum der weltweiten Mittelschicht



4. Investitionen in Infrastruktur
Der Aufholprozess in Asien ist weiterhin mit grossen Investitionen in die Infrastruktur verbunden. Das Strassen- und Schienennetz sowie die Energie- und Wasserversorgung werden kontinuierlich aus-

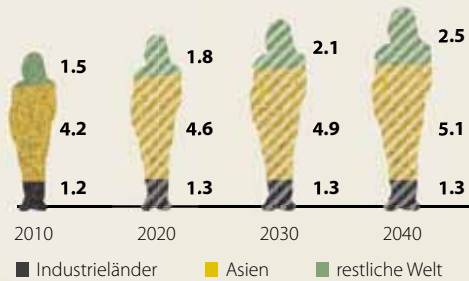
Asiens Anteil an der globalen Wirtschaftsleistung (BIP)



2. Bevölkerung wächst weiter

Bereits heute leben über vier von weltweit sieben Milliarden Menschen in Asien. Sie sind es, die Quantensprünge in der Wirtschaft überhaupt ermöglichen. Während in der insgesamt überschuldeten und wachstumschwachen industrialisierten Welt in Zukunft nicht wesentlich mehr Menschen leben werden, wächst die Bevölkerung in Asien weiter.

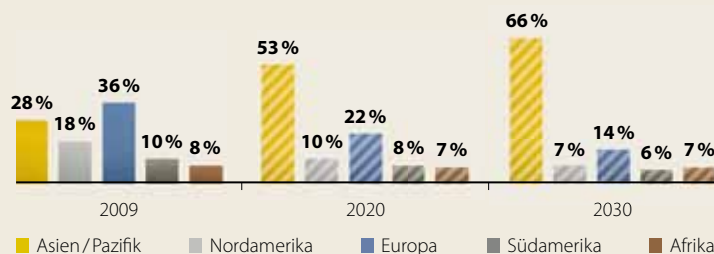
Anzahl Personen in Mrd.



3. Aufstrebende Mittelschicht

Treibende Kraft der wirtschaftlichen Gewichtsverschiebung von West nach Ost ist die aufstrebende Mittelschicht. Im Jahr 2030 dürften bereits zwei von drei Menschen der weltweiten Mittelschicht im asiatisch-pazifischen Raum leben.

Anteile der weltweiten Mittelschicht



gebaut. An den Projekten sind oft auch westliche Industrieunternehmen beteiligt. China hat in den vergangenen zehn Jahren im Verhältnis zum Bruttoinlandprodukt rund drei Mal mehr in die Infrastruktur investiert als die USA oder Europa.

Notenstein denkt in Szenarien, um Ihr Vermögen zu schützen.

In Zeiten des Umbruchs gilt es mehr denn je, sich nicht nur mit der optimistischsten Vorstellung der Zukunft, dem «Goldenen Osten», sondern auch mit weniger erbaulichen Szenarien auseinanderzusetzen. Deshalb orientieren wir uns bei der Ausarbeitung einer persönlichen Anlagestrategie an fünf konkreten Szenarien. Gerne prüfen wir, ob auch Ihr Portfolio diversifiziert auf diese unterschiedlichen Szenarien ausgerichtet ist. Nehmen Sie mit uns Kontakt auf und bestellen Sie ausführliche Unterlagen: 071 242 50 00, info@notenstein.ch, www.notenstein.ch/szenarien

Datenquellen: IMF, United Nations, OECD, Bloomberg



NOTENSTEIN
PRIVATBANK

Intern

Sie ist erst seit diesem Jahr im Amt, und schon schlägt Ursula Wyss zu. Die vormalige SP-Fraktionschefin im eidgenössischen Parlament treibt, bisher unbemerkt von der Öffentlichkeit, eine ganze Reihe von Massnahmen voran, um die Bundesstadt weiter rot-grün umzubauen. Ihre erste Grosstat gilt, wie Inlandchef Philipp Gut enthüllt, neuen Millionengebühren für die Abfallentsorgung im öffentlichen Raum. Das nicht ganz taufrische Zauberwort heisst «Verursacherprinzip». Doch wie will man die Passanten überführen, die eine Bananenschale oder Zigarette entsorgen, ohne hinter jeden Eimer einen Polizisten



«Verursacherprinzip»: SP-Frau Wyss.

zu stellen? Wyss ersann daher etwas anderes: Weil die wirklichen Verursacher selbst für den langen Arm des Staates nicht greifbar sind, sollen Läden, Takeaways, Kinos und sogar Hersteller und Importeure von Waren jeder Art zahlen. Auf einzelne Betriebe kommen Mehrkosten von mehreren zehntausend Franken zu. Doch das ist längst nicht alles, wie wir in den kommenden Ausgaben zeigen. **Seite 28**

Vor dreissig Jahren drehte Peter Heller Dokumentarfilme über arme afrikanische Bauern, die vom Westen ausgebeutet werden. In der Folge reiste er alle paar Jahre wieder nach Tansania oder Kenia, und langsam wuchs bei ihm die Erkenntnis, dass das simple Opfer-Täter-Schema in diesem Fall nicht greift. Wenn die Afrikaner Opfer seien, dann von den Hilfswerken, die sie bevormundeten und in eine fatale Abhängigkeit trieben. Sein letzter Film, «Süßes Gift», ist eine messerscharfe

Abrechnung mit der Hilfsindustrie, die in den letzten fünfzig Jahren 500 Milliarden Dollar nach Afrika schickte, ohne nennenswerte Erfolge. Kulturredaktor Rico Bandle ist nach München gereist und hat einen Filmemacher kennengelernt, der nicht von Provokationslust, sondern von der Liebe zu einem Kontinent getrieben ist. **Seite 44**



Phänomen: Sängerin Egli.

Schlagersängerin Beatrice Egli, 25, verkauft mehr Alben als gestandene Popstars, füllt Stadien und macht Tausende Menschen in Deutschland, Österreich und der Schweiz glücklich. Um das Phänomen Beatrice zu verstehen, hat sich Reporter Lucien Scherrer unters Schlagervolk gemischt und die Metzgerei von Eglis Eltern besucht, wo die Sängerin noch vor kurzem hinter der Theke stand. Dort verwechselte man Scherrer erst mit einem Kunden, der sich für ein Catering interessiert, bevor ihm Eglis Mutter Ida von der «Parfümwolke der Liebe» erzählte, die ihre Tochter verbreite. **Seite 38**

2274 Kilometer haben die Schweizer letztes Jahr durchschnittlich mit der Bahn zurückgelegt. Weltrekord! Und das schon zum wiederholten Mal. Doch die Spitzenleistung hat Kehrseiten. Die Wagenkomposition wird zur Fressmeile, die Sitten zerfleddern, der Abfall quillt über. Der Kehrriech, den die Zugfahrer jährlich liegen lassen, wiegt 37850 Tonnen. Tendenz steigend. Das ist bloss eine nackte Zahl, die das wahre Ausmass der Pendleremissionen nicht adäquat vor Augen führt. Urs Gehrigler schildert, was auf dem Schienenstrang der Meisterpendler sonst noch alles ausgeschieden wird und die Fahrt im Zug zur täglichen Grenzerfahrung macht. **Seite 48**

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

E-Mail: redaktion@weltwoche.ch

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 235.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (Leitung Inland)

Produktionschef: David Schnapp

Redaktioneller Berater: Urs Paul Engeler

Redaktion:

Rico Bandle (Leitung Kultur),

Alex Baur, Urs Gehrigler,

Christoph Landolt, Christian Mundt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Markus Schär, Beatrice Schlag (Los Angeles),

Lucien Scherrer, Florian Schwab,

Mark van Huisseling

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Pierre Heumann, Peter Holenstein,

Hansrudolf Kamer, Peter Keller,

Wolfram Knorr, René Lüchinger,

Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,

Franziska K. Müller, Daniele Muscionico,

Deborah Neufeld, Kurt Pelda,

Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,

Sacha Verna (New York),

Sami Yousafzai (Pakistan/Afghanistan),

Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Laura Kolodziej (Leitung),

Joël Hunn, Raffaella Bachmann (Assistentin)

Layout: Silvia Ramsay (Leitung a. i.)

Korrektorat: Cornelia Bernegger und

Rita Kempfer (Leitung), Viola Antunovits,

Gregor Szyndler, Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (Leitung),

Inga-Maj Hojajj-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (Leitung)

Anzeigenverkauf: Stephan Schwab (Leitung),

Brita Vassalli

Anzeigeninendienst: Samuel Hofmann (Leitung)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: Aextra

Tarife und Buchungen: Tel. 044 533 09 93,

info@adextra.ch

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der Weltwoche-Inhalt ist gedruckt

auf Recyclingpapier, das aus

100 % Altpapier hergestellt ist.

Es schont damit Ressourcen,

Energie und somit die Umwelt.

Shortcut: Mit dem iPhone Weltwoche-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut





Marchese Antinori

Chianti classico docg, Riserva 2009

Meisterwerk von Antinori

Insieme – gemeinsam!

Seit 60 Jahren.

Importieren wir Antinoris Meisterwerke.

Antinori und Bindella – zwei Familien.

Der Qualität, Verlässlichkeit und Nachhaltigkeit verpflichtet.

Sichern Sie sich noch heute die Jubiläumsflasche.

Limitierter Auflage!

Spezialangebot unter www.bindellaweine.ch

CHF 21.– statt CHF 24.–, 75 cl, gültig bis 17.11.2013

Expovina in Zürich.

Besuchen Sie uns auf dem Weinschiff «Stadt Rapperswil».

Vom 31. Oktober bis 14. November 2013.



BINDELLA

Bindella Weinbau-Weinhandel | Vinoteca | T 044 276 62 62

Ihre Portfolio-Qualität systematisch im Auge behalten. UBS Advice.



Jetzt anlegen zum Pauschalpreis
inklusive Depotgebühren,
Transaktionskosten und Kreditkarte

Anlagen sind unser Handwerk seit 1862.

Mit UBS Advice bieten wir Kunden, die Anlageentscheidungen selbst treffen wollen, eine individuelle Beratung zum Pauschalpreis. Zudem garantieren wir Ihnen eine wöchentliche Portfolioüberwachung nach fünf spezifischen Qualitätskriterien und einen jährlichen UBS Portfolio Health Check. Erfahren Sie mehr unter Telefon 0800 868 402 oder www.ubs.com/ubs-advice



Wir werden nicht ruhen



Lepra-Banken

Mittlerweile gehört es zum guten Ton, die Schweizer Banken schlechtzumachen.

Von Roger Köppel

Von mir werden sie nie eine Verteidigung der Schweizer Banken hören», sagte mit verblüffender Offenherzigkeit der Schweizer Botschafter in Deutschland, Tim Guldemann. Die Bemerkung passt perfekt zur allgemein herrschenden, selbstquälerischen, ja selbstzerstörerischen Anti-Banken-Stimmung. Die Schweizer Banken haben keine Lobby mehr.

Als gerade erst das ehemalige UBS-Konzernleitungsmitglied Raoul Weil in Italien auf Geheiss der US-Justiz verhaftet wurde, erhob sich nicht etwa Kritik am raumgreifenden amerikanischen Rechtsverständnis. Man wunderte sich vielmehr über die «Dummheit» des ehemaligen Spitzenbankiers – ein übrigens hochanständiger, kultivierter und zurückhaltender Basler –, der so leichtsinnig über die Grenze gefahren sei.

Hätte Weil den Rest seines Lebens im Schweizer Heimat-Arrest verbringen sollen?

Raoul Weil, dies nur nebenbei, hat nach heutigem Kenntnisstand kein einziges Schweizer Gesetz verletzt. Ja, unter ihm nahm die UBS unbesteuerter Kundengelder aus den USA an. Dies allerdings war nie illegal und ist nach wie vor legal, obschon sich die Schweiz verhält, als sei die jahrelange Praxis heute ein Kapitalverbrechen.

Die schulterzuckende Gleichgültigkeit, mit der die offizielle und mediale Schweiz inzwischen die kommandomässige Verhaftung eines Schweizer Bankiers im Ausland hinnimmt, ist bemerkenswert. Man hat den Rechtsstandpunkt der Amerikaner bereits so weit verinnerlicht, dass man zu Kritik oder gar Widerstand intellektuell nicht mehr in der Lage ist.

Auch die Politik trampelt auf der Branche herum, die Milliarden an Steuern zahlte. Dass die bankenfeindlichen Linken die Banken als Prügelnaben bewirtschaften, mag aus ideologischen Motiven ansatzweise einleuchten.

Tragisch wirkt dagegen der nachholende Populismus des Freisinns. Die FDP behandelt Schweizer Bankmanager inzwischen fast wie Leprakranke. Man wechselt ängstlich die Strassenseite, wenn man einen sieht. Eine ganze Industrie wird politisch unter Quarantäne gestellt, was nicht nur verwerflich, sondern volkswirtschaftlich dumm ist. Von einigen löblichen Ausnahmen abgesehen (Gabi Huber), fehlt der FDP auch hier die Kraft, zu ihren Prinzipien und zur Wirtschaft zu stehen.



«Zuspitzungsspirale der Gehässigkeiten».

Am Schweizer Banken-Bashing lässt sich zweitens die unheimliche Macht des Meinungs-Mainstreams ablesen. Es ist wie auf dem Pausenplatz in der Schule: Am heftigsten wird auf den eingepöbelten, der bereits am Boden liegt. Die Mehrheit erliegt dem Rausch ihrer Übermacht. Andersdenkende verkriechen sich aus Bequemlichkeit oder aus Angst. Der Angegriffene wird immer einsamer. Plötzlich ist alles erlaubt. Besinnung kehrt erst dann ein, wenn das Opfer wehrlos auf dem Rücken liegt und die Menge ihren Machtrausch bis zum Kater ausgekostet hat. Hinterher wundern sich alle, wie es so weit kommen konnte.

Jüngstes Beispiel in dieser unheilvollen Zuspitzungsspirale der Gehässigkeiten ist das Abstimmungsbüchlein des Bundesrats zur «1:12»-Initiative. In diesem offiziellen, in alle Schweizer Haushalte flatternden Dokument soll das Stimmvolk über den Vorstoss zur staatlichen Lohnfestschraubung sachlich informiert werden.

Das Erstaunliche dabei: Auf der Seite, die den Standpunkt der Initianten illustriert, wird die UBS und einer ihrer Mitarbeiter namentlich genannt und frontal angegriffen. Mit erschreckender Selbstverständlichkeit. Die Grossbank muss erneut als Aufreger zur Mobilisierung der Empörten herhalten.

Zweierlei ist hier befremdlich.

Erstens: Es kann doch nicht sein, dass in einer offiziellen behördlichen Broschüre eine konkrete Firma, die auf einen intakten Ruf im harten privatwirtschaftlichen Konkurrenzkampf angewiesen ist, namentlich und konkret ins Zwielficht gerückt wird. Natürlich ist die entsprechende Seite speziell markiert («Die Argumente des Initiativkomitees»). Und

natürlich soll die Meinungsäusserungsfreiheit bei Volksabstimmungen gewahrt bleiben. Trotzdem ist es abwegig, dass hier eine private Firma in einem behördlichen Text, dem eine gewisse Objektivität anhaften sollte, offen angeprangert wird. Das Abstimmungsbüchlein ist für die UBS akut kreditschädigend.

Zweitens: Die Argumente, die vom Initiativkomitee anhand der UBS fabriziert werden, sind sachlich falsch, und sie haben darüber hinaus mit dem Thema der «1:12»-Initiative gar nichts zu tun.

Zur Falschheit: Die Initianten schreiben, die UBS habe 2012 2,5 Milliarden Verlust gemacht und gleichzeitig 2,5 Milliarden Franken Bonus bezahlt. Insinuiert wird, die UBS habe trotz schweren operativen Verlusten ihre Angestellten vergoldet. Tatsache ist: Die UBS erwirtschaftete im besagten Jahr massive Neugeldzuflüsse (47 Milliarden Franken) sowie einen operativen Vorsteuer-Gewinn von 3 Milliarden Franken. Die Buchverluste resultierten aus öffentlich gewollten Abschreibungen bei ihrer Investmentbank und aus einer Höherbewertung der UBS-Schulden in den Büchern, was ein Zeichen von Stärke ist. Und grundsätzlich: Es steht doch jeder privaten Firma frei, jenen Abteilungen, die gut gearbeitet haben, einen Bonus auszuzahlen, selbst wenn andere Abteilungen Verluste machen.

Die Initianten behaupten zudem, die UBS habe ihrem neuen Investmentbanking-Chef Andrea Orcel eine «Antrittschädigung» von 25 Millionen Franken bezahlt. Das ist falsch. Richtig ist, dass Orcel durch seinen Wechsel zur UBS auf Vergütungsanteile verzichten musste, die er sich beim früheren Arbeitgeber nach zwanzigjähriger Tätigkeit erwirtschaftet hatte, aber nicht mitnehmen durfte. Die UBS entschädigte Orcel nun durch 6,4 Millionen Dollar in bar sowie durch 1,755 Millionen UBS-Aktien, die Kursschwankungen unterliegen. Hätte Orcel sein rechtmässig verdientes Geld in den Wind schlagen sollen?

Am Thema vorbei: Die angeblichen Boni und die Zahlungen an den Investmentbank-Chef haben mit Inhalt und Ziel der «1:12»-Initiative nichts zu tun. Diese Initiative – irrig und antimarktwirtschaftlich, wie sie ist – will ja keine Höchstlöhne einführen, sondern eine gesetzlich fixierte Bandbreite, ein stählernes Korsett für die Wirtschaft. Die einmalige Vergütung an den Investmentbank-Chef und die Bonuszahlungen der UBS müssten, wenn schon, in Bezug zu den Tiefstlöhnen gestellt werden. Für sich allein besagen die Zahlen in diesem Kontext nichts. Den Initianten geht es augenscheinlich aber nicht ums Thema, sondern nur um die Entrüstung, die mit der UBS billig geschürt werden soll.

Die Bundeskanzlei hätte einschreiten müssen. Warum tat sie es nicht? Weil es längst zum guten Ton gehört, die Schweizer Banken schlechtzumachen.



Für Bescheidenheit: Papst Franziskus. Seite 42



«Süßes Gift – Hilfe als Geschäft»: Seite 44



Doppeldeutig: Bundesrat Burkhalter. Seite 22



Sensibel: Nationaltrainer Hitzfeld. Seite 37

Kommentare & Analysen

9 Editorial

13 **Kommentar** Die beste Lohnpolizei ist der Markt

13 **Im Auge** Renée Anne Shirley, Dopingjägerin a. D.

14 **Personenkontrolle** Blum, Bättig, Kägi, Leuthard, Kiener Nellen, Ambrosetti, Alleva, Adarfo

15 **Asyl** Leonarda siegt

15 **Nachruf** Rudolf Friedrich, alt Bundesrat

16 **Die Deutschen** Déjà-vu

16 **Wirtschaft** Teure Utopien

17 **Ausland** Schall und Rauch in Washington

18 **Mörgeli** Von BDP und CVP zur BVP

18 **Bodenmann** Cameron hilft Leuthard

19 **Medien** Wozu braucht es einen Chefredaktor?

19 **Gesellschaft** Schwester Robbe

20 **Leserbriefe**/Darf man das?

Hintergrund

22 Die Lüge der bilateralen Unabhängigkeit

Der Bundesrat verkauft den bilateralen Weg mit der EU als Sicherung der schweizerischen Souveränität

24 **Aussenpolitik** Chronologie einer Verschleierung

25 Die Mär vom Segen der Bilateralen

Die Personenfreizügigkeit schadet mehr, als sie nützt

27 **FDP** Philipp Müllers Tanz an der Schmerzgrenze

28 Berner Güsel-Wahnsinn

SP-Gemeinderätin Ursula Wyss will Millionengebühren für die Abfallentsorgung einführen

30 In den Fängen der Weltverbesserer

Autorin Zoë Jenny über ihre Kinderjahre an der reformpädagogischen Freien Volksschule Basel (FVB)

32 Die Unia droht, behindert, nötigt

Die draufgängerischen Methoden der Grossgewerkschaft

34 Gleichheit macht glücklich. Wirklich?

Fragwürdige Behauptung im «1:12»-Abstimmungskampf

37 **Sport** Uli Hoeness über Ottmar Hitzfeld

38 Parfümwolke voller Liebe

Die 25-jährige Schlagersängerin Beatrice Egli verbreitet überall Glück und gute Laune

42 Die 68er des Mittelalters

Bischof Franz-Peter Tebartz-van Elst und die Renaissance

44 Fischernetze für Ziegenhirten

Dokumentarfilmer Peter Heller über die Hilfe in Afrika

46 **Entwicklungshilfe** Teurer Durchlauferhitzer

47 **Evolutionsbiologen** Traumpaar der Schädelforschung

48 Ungeheuer des Schienenstranges

An der Grenze des Erträglichen: Notizen eines Pendlers

50 Weltmeister aller Kassen

Die Show des Boxers Floyd Mayweather junior



«Alle wollen nur noch Harmonie»: Komiker Dall. Seite 54

Interview

54 «Privat ist Merkel sehr witzig»

Karl Dall, führender Komiker Deutschlands, über die Deutschen, über Kurt Felix und über «Frauen und andere Minderheiten»

Stil & Kultur

52 Stil & Kultur Uma Thurman, gepimpt von Michel Comte

58 Bestseller

58 Die Muskeln der Platzhirsche

Die Korrespondenz zwischen F. Scott Fitzgerald und Ernest Hemingway. Wie viel Ego verträgt eine Beziehung?

59 Jazz Jackie McLean Quartet

60 Top 10

60 Kino «Am Hang»

61 Fernseh-Kritik «Bild mit Ton»

62 Namen In rosa Licht gehüllt

63 Hochzeit Andreas Egli, Scheidungsanwalt

63 Thiel Räubergeschichte

64 Wein Tenuta delle Terre Nere: Etna Rosso 2012

64 Die Besten Shades of Grey

65 Velo Smart-E-Bike

65 Zu Tisch La Passion im Gasthof «Hirschen», Eglisau

66 MvH trifft Harvey Weinstein, Filmproduzent

Autoren in dieser Ausgabe

Zoë Jenny



Mit dem internationalen Bestseller «Das Blütenstaubzimmer» wurde die Baslerin 1997 auf einen Schlag bekannt.

In ihrem Artikel erinnert sich die 39-jährige Mutter an die schmerzlichen Erfahrungen ihrer eigenen Kindheit – und an die links-grüne Ideologie ihrer damaligen Lehrer. Seite 30

Uli Hoeness



Als Spieler wurde er 1974 mit Deutschland Fussballweltmeister, als Vereinsmanager und seit 2009 als Präsident des FC Bayern München setzte er seine Karriere fort.

Für die *Weltwoche* porträtiert Hoeness seinen Freund Ottmar Hitzfeld, der als Schweizer Nationalcoach grosse Erfolge feiert. Seite 37

Schweizerzeit

Das Wort zur Woche:

Asyl-Chaos

Wir brauchen nicht mehr Platz für Asylanten.

Wir brauchen die Umsetzung der Ausschaffungsinitiative.

«Schweizerzeit» – damit das gesagt wird, was nicht ungesagt bleiben darf.

Gratis-Probenummern:
«Schweizerzeit»

Postfach 23, 8416 Flaach

Tel. 052-301 31 00

Fax 052-301 31 03

abonnement@schweizerzeit.ch

www.schweizerzeit.ch



125 Jahre Villiger Söhne AG – 80 Jahre Weltwoche

Rauchende Köpfe

Zwei Unternehmer – eine Haltung: Einstehen für Freiheit und Eigenverantwortung seit 205 Jahren. Heinrich Villiger und Roger Köppel beim Genussabend und bei einer heissen Diskussion.

Heinrich Villiger, in dritter Generation und seit sechzig Jahren im Familienunternehmens aktiv tätig, kennt praktisch alle Zigarrentabake produzierenden Länder. Er gehört zu den ersten Begründern von Joint Ventures mit Kuba für den Import und Vertrieb von Havanna-Zigarren. Villiger ist deshalb seit zwei Jahrzehnten an den beiden offiziellen Havanna-Importeuren in der Schweiz und in Deutschland beteiligt. Das Unternehmen deckt mit seinem breiten Fabrikations- und Importprogramm sämtliche Produktsegmente des Zigarren- und Zigarillo-Markts ab. Sitz der Villiger Söhne Holding AG ist in Pfeffikon LU, wo Jean Villiger 1888 den Grundstein zum Unternehmen legte.

Die Weltwoche wurde 1933 auf einer Zugfahrt von Paris nach Südfrankreich von den beiden Journalisten Karl von Schumacher und Manuel Gasser gegründet. Im November 1933 erschien die erste Ausgabe mit dem heute noch höchst aktuellen Titel «Sachliche Beziehungen zu Deutschland».

Anfang November 2006 übernahm Roger Köppel als Verleger und Chefredaktor die Aktienmehrheit der von ihm zuvor neugegründeten Weltwoche Verlags AG. Die Weltwoche ist heute geprägt von politischem Recherchejournalismus, was zu höchst brisanten Enthüllungen in der Schweiz geführt hat, auch in jüngster Vergangenheit. Die Weltwoche vertritt bürgerlich-freiheitliche Grundwerte, ist staats-skeptisch und wirtschaftsfreundlich. Sie steht politisch für eine unabhängige und direktdemokratische Schweiz. Diese demokratischen Grundgedanken teilen Heinrich Villiger und Roger Köppel. Die Bevormundung der Bevölkerung ist kein Weg in eine prosperierende Zukunftsgesellschaft. Die Schweiz hat bis heute vieles richtig gemacht und wird dafür weltweit gelobt und bewundert.

Wir freuen uns, mit Ihnen an diesem Genussabend diese und viele weitere Themen zu diskutieren, und das bei blauem Dunst und mit schlauen Köpfen.

Weltwoche Spezialangebot

Genussabend mit Heinrich Villiger und Roger Köppel

Am Mittwoch, 13. November 2013, 18.30 Uhr

Programm

- Podiumsdiskussion zum Thema «Zukunft Schweiz – Freiheit und Unternehmertum»
- Eine kubanische Zigarrenrollerin zeigt die Kunst des Rollens
- Eigene Zigarre rollen
- Degustieren verschiedener erstklassiger Zigarren
- Apéro und Buffet
- Live-Band

Veranstaltungsort

Restaurant «Falcone», Birmensdorferstr. 150, 8003 Zürich

Anmeldung

E-Mail mit Namen, Telefon-Nr. und für Abonnenten mit KD-Nr./Abo-Nr. an: events@villiger.ch

Anmeldeschluss

6. November 2013, Teilnehmerzahl ist limitiert!

Kosten

Fr. 90.– (Nicht-Abonnenten Fr. 120.–)

www.weltwoche.ch/platinclub



Die beste Lohnpolizei ist der Markt

Von Florian Schwab — Simonetta Sommaruga will Lohnunterschiede zwischen Mann und Frau mittels Zwang beseitigen. Das Problem ist nur: Die Bundesrätin jagt ein Phantom.



Gesetzgeberischer Drohfinger: Justizministerin Sommaruga.

Simonetta Sommaruga (SP) lässt derzeit über verschiedene Medien wissen, dass ihr Geduldsfaden arg strapaziert sei. Sie wolle die «Frau-Mann-Lohnungleichheit erzwingen», titelte der *Tages-Anzeiger*. Die Bundesrätin werde «den Gesetzgebungsprozess für Lohnkontrollen in Gang setzen». Eine Lohnpolizei solle in Zukunft darüber wachen, dass Mann und Frau für gleichwertige Arbeit gleich viel verdienen.

Anlass für den gesetzgeberischen Drohfinger ist offenbar die Unzufriedenheit über die Fortschritte im «Lohngleichheitsdialog», den das Eidgenössische Büro für die Gleichstellung von Frau und Mann (EBG) im Jahr 2009 gestartet hat und der im Frühjahr 2014 endet. Statt der erwarteten hundert Firmen haben sich nur rund vierzig angemeldet, davon die Hälfte Staatsbetriebe, Gewerkschaften und sonstige staatsnahe Organisationen. Die Privatwirtschaft war dagegen sehr zurückhaltend.

Diskriminierungsfreie Zone

Symbolisch wertvoll für Sommaruga: Die Bundesverwaltung selber hat diese Woche den Lohngleichheitsdialog «erfolgreich» abgeschlossen. Vom EBG ist sie nun offiziell zur diskriminierungsfreien Zone erklärt worden.

Auf den ersten Blick ist die Situation für die weiblichen Beschäftigten tatsächlich unbefriedigend. So liegt das mittlere Einkommen von

Frauen in der Schweiz um 18 Prozent unter dem mittleren Einkommen von Männern. Doch selbst die Befürworter von staatlichen Zwangsmassnahmen gestehen ein, dass die Unterschiede auch andere Gründe als Diskriminierung haben können. Deshalb werden die Lohndaten seit Jahren nach allen Regeln der Statistik analysiert, mögliche Erklärungsfaktoren wie Ausbildung, Arbeitszeit und Berufserfahrung in die Analysen einbezogen. Mit diesen Techniken schrumpft der nicht erklärable Lohnunterschied auf 8 Prozent zusammen. Auf diese 8 Prozent haben es der Lohngleichheitsdialog und die möglicherweise auf ihn folgende Lohnpolizei abgesehen. Der angeblich nicht erklärable Unterschied soll zum Verschwinden gebracht werden.

Dieser Forderung liegt ein scheinbar logischer Schluss zugrunde: Was statistisch nicht erklärt werden kann, ist ungerechtfertigt und geht demzufolge auf Diskriminierung zurück. Doch spätestens hier müsste jeder, der etwas von Statistik versteht, «Stopp!» rufen. In den Sozialwissenschaften gibt es nämlich kein einziges statistisches Modell, das der Realität hundertprozentig gerecht wird. 92 Prozent (wie bei den Löhnen) ist schon ein sehr guter Wert, mit dem man das Diskriminierungsthema getrost abhaken könnte.

»» Fortsetzung auf Seite 14

Stoppt sie Bolt?



Renée Anne Shirley, Dopingjägerin a.D.

Bringt diese sechzigjährige Lady mit der Figur einer Kugelstösserin den schnellsten Mann der Welt zur Strecke? Renée Anne Shirley war bis vor einem Jahr Geschäftsleiterin der jamaikanischen Antidopingbehörde. Sie hat im US-Magazin *Sports Illustrated* enthüllt, dass die Kontrollen auf der Insel der übernatürlichen Beine sehr schlampig oder schlicht überhaupt nicht durchgeführt werden. Usain Bolt, das Laufwunder, könnte also genauso gedopt haben wie seine Gegner, die hoffnungslos hinter ihm herhechelten und alle schon in die Falle tappten. Miss Shirley legte Dokumente vor, die belegen, dass Jamaikas Dopingfahnder vor den Olympischen Spielen 2012 in London ein halbes Jahr lang faktisch untätig blieben. Auch seien über Jahre hinweg keine Blutproben, sondern bloss Urintests erhoben worden. Der Vorsitzende der Kommission, Dr. Herbert Elliott, nannte seine ehemalige Untergebene daraufhin einen «Judas», eine «Verräterin Jamaikas» und ihre Vorwürfe «Lügen». Doktor Elliott ist nicht nur Jamaikas oberster Dopingbekämpfer, sondern auch Usain Bolts Vertrauensarzt.

Die Enttarnung Bolts als Scheinheiliger wäre der Super-GAU des Weltsports. Deshalb wird zuerst die Botin der fatalen Unterlagen zerlegt. Ein Racheengel aus persönlichen Motiven, weil sie ihren Job verlor? Eine plaudernde Mythomanin, die in den Olymp der Whistleblower strebt, neben «Deep Throat», Julian Assange, Bradley Manning und Edward Snowden? Renée Anne Shirley war schon alles – persönliche Beraterin der ersten Präsidentin Jamaikas Portia Simpson Miller, Vorsitzende des Rugbyverbandes, Event-Organisatorin, Dozentin, Finanzberaterin, Mitglied in unzähligen Kommissionen, Kolumnistin und so fort. Von Haus aus Ökonomin mit einem MBA-Abschluss «als erste farbige Frau», wie sie schreibt, an der Universität von Virginia in Charlottesville im Jahre 1979. Und jetzt auch Totengräberin?

Die Welt-Antidoping-Agentur WADA hat eine ausserordentliche Überprüfung des Falles angekündigt, und auf Jamaika werden manche Leute schlecht schlafen, auch Renée Anne Shirley.

Peter Hartmann

Die Statistik ist mit einer Landkarte vergleichbar: Sie hilft dabei, die Realität zu verstehen, aber sie ist keine 1:1-Abbildung der Welt. Eine Landkarte mit Massstab 1:200 000 würde eine Lohndifferenz von 18 Prozent nahelegen, auf einer Landkarte mit Massstab 1:25 000 würde man sie noch auf 8 Prozent schätzen. Wer jetzt fordert, die nicht erklärbaren Differenzen auf null zu reduzieren, der könnte genauso gut die absurde Forderung nach einer Landkarte im Massstab 1:1 äussern. Genau dies ist die vermeintlich wissenschaftliche Grundlage der Lohngleichheitsforderungen.

Trotz der weitentwickelten statistischen Methoden gibt es viele Einflussfaktoren in Bezug auf die Löhne, welche statistisch nicht leicht messbar sind. Eine mögliche Ursache könnte beispielsweise die Abneigung von Frauen gegen leistungsabhängige Löhne sein, wie neue Forschungen der drei US-Ökonomen Flory, Leibbrandt und List nahelegen. Sie haben eine fiktive Stelle ausgeschrieben und die 7000 männlichen und weiblichen Bewerber in zwei Gruppen aufgeteilt: Die erste Gruppe erhielt einen mittleren Fixlohn vorgeschlagen und die zweite einen Lohn mit einem tiefen Fixum und einer grossen leistungsabhängigen Komponente («Bonus»). Bei der zweiten vertraglichen Ausgestaltung war der erwartete Lohn höher als bei der ersten. Trotzdem wählten Frauen signifikant häufiger als Männer die «sichere» Variante, verbauten sich dadurch aber die Möglichkeit auf ein höheres Einkommen. Die Risikoeinstellung fliesst nicht in die Lohnberechnungen des EBG ein. Ebenfalls etabliert ist die Erkenntnis, dass Frauen ohne Familie und Kinder sogar mehr verdienen als Männer ohne Familie und Kinder und dass der Lohnunterschied erst mit der Familiengründung in die umgekehrte Richtung wirkt. Die genaue familiäre Situation wird vom EBG ebenfalls nicht in die Berechnungen einbezogen.

Das gewichtigste Argument gegen eine staatliche Lohnpolizei bleibt aber die Erkenntnis, die der (schwarze) US-Ökonom Thomas Sowell anhand unzähliger historischer Beispiele gewonnen hat: Wer als Unternehmer seine Kunden oder Mitarbeiter diskriminiert, schneidet sich ins eigene Fleisch. Wenn ein Unternehmen einer Frau einen geringeren Lohn zahlt, als es ihrem Wert für das Unternehmen entspricht, dann sorgt der Markt dafür, dass ein anderer Unternehmer sich dies zunutze macht. Gäbe es Lohndiskriminierung, dann wäre es attraktiv, die Belegschaft aus zu tief entlohnten Frauen zu rekrutieren, um damit Kosten zu sparen. Wer, wie Simonetta Sommaruga, von der Existenz einer Lohndiskriminierung überzeugt ist, der kann leicht ein Geschäftsmodell daraus machen, dass er mit rein weiblichen Firmen die überbezahlte Männerkonkurrenz aussticht.

Personenkontrolle

Blum, Bättig, Kägi, Leuthard, Kiener Nellen, Ambrosetti, Alleva, Adarfio

Irgendwie muss die Zürcher Kantonalbank die drei vollamtlichen Mitglieder ihres Präsidiums beschäftigen. Vize **Janos Blum** (SP) durfte deshalb an ihrem «Wissenschaftsforum» die Studie «Klimawandel im Grossraum Zürich» vorstellen. «Was können wir tun?», fragte die Bank das Büro Econcept. Ein Team um die Zürcher Kurzzeit-Kantonsrätin **Michèle Bättig** (GLP) fand in Dutzenden von ähnlichen Studien die Erkenntnis, dass es bis ins Jahr 2060 in Zürich um bis zu drei Grad wärmer werden könnte, weshalb mehr Hitzewellen drohten. Sie empfiehlt deshalb, Freiflächen freizuhalten, per App und SMS vor anrollen-



Hitzewelle: ZKB-Vize Janos Blum.

den Hitzewellen zu warnen, Spitäler und Altersheime zu kühlen und Kleidervorschriften zu lockern. Den einzigen treffenden Satz zur Studie sagte in der Podiumsdiskussion der Zürcher Baudirektor **Markus Kägi** (SVP): «Das ist alles nicht neu.» Unbeantwortet bleibt in der Studie denn auch die Frage: Die Durchschnittstemperatur beträgt im Juli in Zürich 25 Grad, in Mailand 30 Grad – wie konnten die Mailänder seit Jahrtausenden überleben? (sär)

Die Schweizer verbrauchen zu viele Ressourcen. Deshalb liess der Bundesrat das Departement von Umweltministerin **Doris Leuthard** einen Gegenvorschlag zur Volksinitiative für eine grüne Wirtschaft ausarbeiten und schickte dessen Untergangsprognosen und Massnahmenkatalog im Juni in die Vernehmlassung. Über achtzig Stellungnahmen dazu trafen ein. Erst der welsche Arbeitgeberverband Centre Patronal aber weist jetzt darauf hin, dass im Bericht des Bundesrates, den Dutzende von hochbezahlten Verwaltungsleuten lesen mussten, völliger Unsinn steht. So behauptet der Bericht, in der Schweiz gehe «fast ein Quadratkilometer Kulturland pro Sekunde» verloren. Bei diesem Tempo, rechnet das Centre Patronal vor, wäre die Schweiz mit ihren 41 290 Quadratkilometern in einem halben Tag zubetoniert. (sär)



Gutes Beispiel: Nationalrätin Kiener Nellen.

SP-Nationalrätin **Margret Kiener Nellen** verlangt in einem parlamentarischen Vorstoss, dass inskünftig die Steuerregister öffentlich sein sollen. Bislang ist dies nur in einigen Kantonen der Fall. Die *Weltwoche* wollte wissen, ob Kiener Nellen denn bereit wäre, mit gutem Beispiel voranzugehen und ihre Vermögensverhältnisse zu offenbaren? Und tatsächlich: Das Ehepaar Kiener Nellen versteuerte im Jahr 2009 ein Einkommen von 167 800 Franken und ein Vermögen von 5,6 Millionen Franken. Ein Jahr später war das Vermögen auf stattliche 10,9 Millionen angewachsen, das Einkommen betrug 241 100 Franken. Ihren Wohlstand verdanken die Kiener Nellen dem Kapitalismus: Die Baufirma ihres Ehemanns war Ende 2010 fast doppelt so viel wert wie noch ein Jahr zuvor. Vor sechs Jahren war Kiener Nellen bereits als knallharte Vermieterin im *Blick* – unter dem Titel «Die Abzockerin». (fsc)

Die Unia finanziert die aufwendige Abstimmungskampagne für die «1:12»-Initiative mit 300 000 Franken. Wie sich die Co-Präsidenten **Renzo Ambrosetti** und **Vania Alleva** eine Schweiz ohne Spitzenmanager vorstellen, ist zwar nicht bekannt. Die aktuelle Ausgabe der Unia-Zeitung *Work* liefert aber einen Anhaltspunkt: In ihr wird eine Veranstaltung beworben, an der der Venezolaner **Alexis Adarfio** das Konzept seiner «Arbeiteruniversität Jesús Rivero» vorstellen darf, an der «nach der Revolution unter Hugo Chávez» sogenannte «Arbeiterräte» die Befähigung erlangen sollen, «Grossbetriebe mit mehreren zehntausend Angestellten zu leiten». (fsc)



Arbeiterräte: Renzo Ambrosetti, Vania Alleva.

Leonarda siegt

Von Philipp Gut — Ein kleines Roma-Mädchen führt den französischen Präsidenten vor.

Die Story ging um die Welt, und irgendwie erinnert sie an den französischen Nationalcomic «Asterix und Obelix»: Ein furchtloses kleines Mädchen aus dem Minderheitenstamm der Roma nimmt es mit dem mächtigen Präsidenten der Republik auf – und gewinnt. Leonarda Dibrani, so heisst das Mädchen, ist fünfzehn, wurde von den französischen Behörden aus einem Schulhaus geholt und zurück ins Kosovo geschickt. Die Rechtslage war eindeutig: Dibranis Familie hielt sich illegal in Frankreich auf. Die Rückschaffung ins Kosovo wäre also eine Selbstverständlichkeit gewesen.

Nicht so im Reich des angeschlagenen sozialistischen Präsidenten François Hollande. Als ginge es um eine nationale Schicksalsfrage, wandte sich Hollande via Videobotschaft an sein Volk – und an die fünfzehnjährige Leonarda. Der Präsident lud das Mädchen ein, nach



Eindeutige Rechtslage: Leonarda Dibrani.

Frankreich zurückzukehren, um dort die Schule abzuschliessen. Doch es geschah, womit Hollande offenbar nicht gerechnet hatte: Das Mädchen lehnte dankend ab. Hollande habe sich «bis auf die Knochen blamiert», stellte sogar die zurückhaltende NZZ fest und sprach von einem «Alptraum» für die Pariser Regierung.

Tatsächlich lässt sich der französische Staat von der Roma-Familie an der Nase herumführen. Der Vater gab zu, die Asylanträge gefälscht zu haben – was ihn nicht davon abhielt, in die Fernsehkameras moralische Belehrungen an Frankreich abzusondern. Und die Familie sei auch nicht «integrationswillig» gewesen, so ein amtliches Dokument. Trotzdem liess sich Hollande von wohlfeiler Empörung aufs Glatteis führen. Es kann nicht Aufgabe des Präsidenten sein, die korrekte Anwendung der Gesetze zu hintertreiben. Mit Menschlichkeit hat das nichts zu tun. Der Fall zeigt, wie hilf- und orientierungslos westeuropäische Länder mit dem Problem der illegalen Einwanderung umgehen.

Nachruf



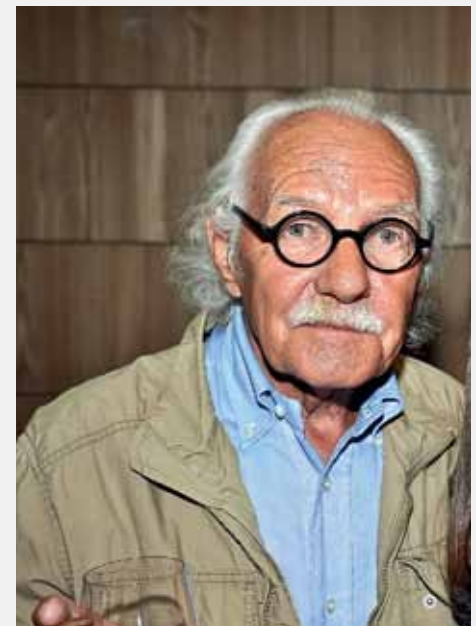
Fortschritt: FDP-Politiker Friedrich, 1979.

Rudolf Friedrich (1923–2013) — Rudolf Friedrich, wie Kurt Furgler ein ätzend-scharfer Formulierer, stieg als Zürcher FDP-Politiker (Kantonsrat, Nationalrat) 1982 zum Bundesrat auf. Die Wahl des Vollblutparlamentariers und kalten Kriegers war hochumstritten. Der Rücktritt im August 1984 erfolgte aus «gesundheitlichen Gründen». Die privaten Gründe, aus der damaligen Mentalität des Bürgertums zu erklären, behielten Insider für sich. Im Prinzip hatte sich Friedrich, ein sauberer und gradliniger Charakter, in seiner Karriere verschätzt. Als Sicherheitspolitiker förderte Friedrich das vom ehemaligen Heer- und-Haus-Chef Robert Vögeli (1927–2005) geleitete Institut für politologische Zeitfragen. Ähnlich wie bei Ostinstitut-Gründer Peter Sager (1925–2006) war Friedrichs Sicherheitsphilosophie international-westlich orientiert. Darum plädierte er 1987 leidenschaftlich für den Uno-Beitritt.

Auch den EWR, den Beitritt zur Europäischen Union und die Zusammenarbeit mit der Nato hielt er in Sachen Sicherheit und Wohlstand der Schweiz für notwendig. Etwas anderes als dieser Fortschritt war für ihn nicht zu verantworten. Oder wie es Karl Popper kritisch formulierte: «Hilf herbeiführen, was ohnehin kommt.» Der Winterthurer Grossbürger verzichtete auf eine Bundesratspension. Der Stiftungsratspräsident der Pro Juventute bekundete jedoch Mühe mit dunklen Vergangenheiten. «Eine Stiftung hat kein Bewusstsein» war sein geflügeltes Wort. Als Leserbriefschreiber hat sich der Magistrat wohl zum letzten Mohikaner aus Gottfried Kellers «Fähnlein der sieben Aufrechten» verewigt. Pirmin Meier

Gebi Schregenberger (1932–2013) — Er war einer der Grossen der Werbeszene. Gebi, gelernter Grafiker, später Geschäftsführer von Gisler & Gisler, in den sechziger und siebziger Jahren die grösste Schweizer Werbeagentur. Er verantwortete Kampagnen wie «Figugegl – Fondue isch guet und git e gueti Luune». Zum Portfolio der Agentur gehörten auch Kunden wie Valser Wasser, Ovomaltine und Feldschlösschen. Gebi war Ideengeber, Motivator und das Gesicht von Gisler & Gisler, mit seinem vom Nikotin der obligaten Zigarre leicht gelbgefärbten, dominanten Schnauz. Ihn musste man einfach mögen. Seinen Charme, den er vornehmlich bei Frauen einsetzte, seinen Witz und seine Gabe, mit wildfremden Menschen sogleich ins Gespräch zu kommen. Er war ein erfolgreicher Military-Reiter und auf allen Reitplätzen bekannt.

Wenn wir am Wochenende mit dem Zug ins Welschland fahren und uns im Speisewagen immer an den gleichen Tisch setzten, warteten wir mit dem obligaten Glas Féchy, bis wir nach Biel den Röstigraben passierten. Dieser Vorschlag kam von Gebi, wobei ich den Verdacht nie losgeworden bin, dass er später bereute, ihn gemacht zu haben. Wir sassen im Speisewagen, und er kramte seinen Bleistift, nicht grösser als sein Daumen, aus der Jackentasche und skizzierte eine Pferdebox, mit deren Bau wir am Wochenende beginnen wollten. Er stammte aus einer Bauunternehmerfamilie aus dem Appenzellischen, daher rührte sein handwerkliches Geschick. Gebi war ein liebenswerter, humorvoller Mensch und ein verlässlicher Freund. Am 15. Oktober hat er sich von dieser Welt verabschiedet. Peter Lesch



Liebenswert: Werber Schregenberger.

Déjà-vu

Von Henryk M. Broder — Seltsame Blüten der Erinnerungen und der Projektionen.



Der Satz «Die Erinnerung ist das Geheimnis der Erlösung» soll angeblich irgendwo im Talmud stehen. Oder in den Schriften des chinesischen Philosophen Laotse, dem Begründer

des Taoismus. In Deutschland gehört der Einzeiler zum Repertoire aller Redner, die an den Fall der Mauer oder an die Reichskristallnacht erinnern. Doch die «Erinnerungsarbeit», auch dies eine deutsche Spezialität, treibt gelegentlich seltsame Blüten.

Als die dänische *Jyllands-Posten* im September 2005 zwölf Mohammed-Karikaturen veröffentlicht hatte und in der arabisch-islamischen Welt Millionen zum Heiligen Krieg gegen den Westen aufriefen, sagte der grüne Politiker Fritz Kuhn: «Mich haben sie [die Karikaturen] an die antijüdischen Zeichnungen in der Hitler-Zeit vor 1939 erinnert.»

Kuhn, inzwischen Oberbürgermeister von Stuttgart, wurde 1955 geboren und ist im Allgäu aufgewachsen. Ihm zu unterstellen, er habe im Kindergarten oder in der Schule den *Stürmer* bzw. den *Völkischen Beobachter* gelesen, wäre leichtfertig. Wahrscheinlicher ist, dass er keine der Mohammed-Karikaturen je gesehen hat. Denn die waren so harmlos, dass sie nicht einmal die *Junge Welt*, das Organ der Hitlerjugend, abgedruckt hätte.

Nun passieren in Frankreich schreckliche Sachen. Rumänische Roma werden in ihre Heimat abgeschoben. Darunter ein 15-jähriges Mädchen namens Leonarda. Und der Pariser Korrespondent der Berliner *Tageszeitung* hat ein Déjà-vu: «Leonarda ist ein Symbol für eine unmenschliche Flüchtlingspolitik in Frankreich geworden. Die Umstände erinnern zu sehr an die deutsche Besatzung im Zweiten Weltkrieg, als französische Beamte zusammen mit der deutschen Gestapo Schulkinder zur Deportation abholten.»

Faktisch könnte man anmerken, dass es jüdische Kinder und deren Eltern waren, die kein Land hatten, in das sie sich retten konnten. Sie wurden in den Tod deportiert. Die Roma dagegen müssen nur nach Rumänien zurück, wo das soziale Netz nicht so dicht geknüpft ist wie in Frankreich. Nicht nett, aber doch nicht ganz dasselbe wie ein *one-way*-Ticket nach Auschwitz.

Ja, die Erinnerung ist das Geheimnis der Erlösung. Man muss nur jemand finden, auf den man sie projizieren kann.

Teure Utopien

Von Kurt Schiltknecht — Ein bedingungsloses Grundeinkommen widerspricht nicht nur dem ökonomischen Common Sense, sondern auch realen Erfahrungen mit ähnlichen Instrumenten.

Von meinen Eltern habe ich zwei ökonomische Grundwahrheiten auf den Weg ins Leben mitbekommen. Erstens: Man kann auf die Dauer nicht mehr ausgeben, als man einnimmt. Zweitens: Bevor man etwas ausgeben kann, muss man etwas produzieren. Heute reicht die Bereitschaft zu arbeiten nicht immer, um einen Arbeitsplatz mit einem Einkommen zu finden, das ein zufriedenstellendes Auskommen ermöglicht.

In den vergangenen Jahren haben die Ökonomen die Faktoren identifiziert, die für einen hohen Wohlstand und stark wachsende Einkommen entscheidend sind. Eine übermäßige Umverteilung der Einkommen und Vermögen gehört allerdings nicht zu diesen wachstumsfördernden Faktoren. Im Gegenteil, zu starke Eingriffe haben sich für die Schaffung von Wohlstand und für die Bekämpfung der Armut als hinderlich erwiesen.

Die Schlaraffenlandinitiative

Dennoch fristet die Förderung des Einkommenswachstums und des Wohlstands ein politisches Schattendasein im Vergleich zur Umverteilung. Je höher die Einkommen steigen, desto mehr scheinen die Politiker die Produktion von Gütern und Dienstleistungen als eine Art Perpetuum mobile zu betrachten, dessen stetig wachsenden Output sie nach ihren Vorstellungen umverteilen können. Viel zu wenig nehmen sie zur Kenntnis, dass die Entstehung von Wohlstand durch die zunehmende staatliche Umverteilung behindert wird. Die Negierung dieses Zusammenhangs kommt in der Flut von Initiativen und Gesetzesvorschlägen zu einer noch stärkeren Umverteilung der Einkommen und Vermögen zum Ausdruck.

Besonders krass kommt der Realitätsverlust in der Volksinitiative «Für ein bedingungsloses Grundeinkommen» zum Ausdruck. Nach Auffassung der Initianten sollte in der Bundesverfassung festgelegt werden, dass der Bund für die Einführung eines bedingungslosen Grundeinkommens sorgt. Die Initianten beabsichtigen damit, der ganzen Bevölkerung ein menschenwürdiges Dasein und die Teilnahme am öffentlichen Leben zu ermöglichen.

Gegen diese Initiative spricht, dass sie der Einwanderung noch zusätzlichen Auftrieb geben wird. Man könnte sie als Schlaraffenland-

initiative bezeichnen, denn sie geht davon aus, dass es in der Wirtschaft jederzeit ausreichend Mittel gibt, um allen, unabhängig davon, ob und wie viel sie arbeiten, ein Grundeinkommen zur Verfügung zu stellen.

Als Argumente für ein bedingungsloses Grundeinkommen werden, wie das in der Sozialpolitik so üblich ist, diffuse Gerechtigkeitsziele benutzt. Zudem wird behauptet, das garantierte Grundeinkommen werde die Kaufkraft eines Landes stabilisieren. Wenn dem so wäre, könnte jede Wirtschaftskrise durch staatliche Einkommenszuschüsse gelöst werden. Weiter argumentieren die Befürworter, dass der Einzelne dank des Grundeinkommens sein Humankapital besser entwickeln würde – eine unbelegte Wunschvorstellung. Dies trifft auch für die Behauptung zu, dass die Menschen sich dank des Grundeinkommens ihren Neigungen entsprechend entfalten und glücklicher werden könnten.

Solche Floskeln stehen den Erfahrungen diametral entgegen, die bisher mit bedingungslosen staatlichen Zahlungen gemacht wurden. In den USA beispielsweise wurden zur Verbesserung der Situation alleinerziehender Mütter Zahlungen für jedes Kind eingeführt. Die unbeabsichtigte Folge: Die jugendlichen, die drogen- und die alkoholsüchtigen

Mütter hatten zur Verbesserung ihres Einkommens immer mehr Kinder. Als aufgrund dieser Erfahrungen nur noch Zahlungen für das erste Kind gewährt wurden, ging die Zahl der Kinder wieder schlagartig zurück. Schlechte Erfahrungen machte man auch mit bedingungslosen und zeitlich unbefristeten Zahlungen an Arbeitslose. In den Ländern mit diesem System ging die Arbeitslosigkeit viel langsamer zurück als in Ländern, die die Arbeitslosenunterstützung an Bedingungen knüpften.

Es ist deshalb naiv, zu glauben, dass die Gewährung eines bedingungslosen Einkommens keine schwerwiegenden negativen Auswirkungen auf die Beschäftigung und damit das Einkommenswachstum und den Wohlstand hätte. Es wird die Schweiz teuer zu stehen kommen, wenn den sozialpolitischen Floskeln von Gerechtigkeit und Gleichheit immer mehr Gehör geschenkt und versucht wird, mit Umverteilung statt mit wachstumsfördernden Rahmenbedingungen die sozialen Probleme zu lösen.



Schall und Rauch in Washington

Von Hansrudolf Kamer — Die Republikaner haben den Showdown um «Obamacare» verloren, die Nation hat die Krise gut überstanden. Dahinter verbirgt sich ein ungewollter Erfolg.



Amerika hat den 18. Behördenstillstand schadlos hinter sich gebracht und gleich auch das zehnte Seilziehen um die Anhebung der Schuldenobergrenze seit 2001 bewältigt. Merke: Der Dow Jones stieg während

der sechzehn Krisentage um zwei Prozent.

Nicht dass die Börse der Schiedsrichter des politischen Geschehens sein sollte. Doch das von Parteien und Medien inszenierte Drama war auf Neudeutsch «nothing but smoke and mirrors», Schall und Rauch. Die Einigung und die Niederlage der Republikaner hart an der Deadline war abzusehen.

Die Finanzierung der Bundesbehörden ist nun formell bis zum 7. Januar 2014 gesichert. Eine neue Schuldenobergrenze soll am 7. Februar erreicht sein. Danach könnte es wieder losgehen, sofern die Festtage die Kampfahne nicht milder stimmen.

Keine grossen Schlagzeilen machte die Tatsache, dass am Tag nach der «Einigung» die amerikanische Staatsverschuldung um 328 Milliarden auf 17,075 Billionen Dollar stieg, dies laut Zahlen des Schatzamtes. Man kann sich vorstellen, was ein auch nur geringes Ansteigen des Zinsniveaus für Amerikas Schuldendienst bedeuten würde.

Spaltung und Streit sind unpopulär

Kompromissgestählten Europäern erscheint Amerikas politisches System dysfunktional. Man meint damit die rabiate Art, mit der die Parteien aufeinander losgehen. Dabei funktioniert alles genau wie vorgesehen: Präsident und Senat der einen Partei werden vom Repräsentantenhaus der andern mehr oder weniger am Ausufernd gehindert. Der Vater der amerikanischen Verfassung, James Madison, hätte seine helle Freude daran.

Im Flaggschiff der Linken, dem Wochenmagazin *The Nation*, war denn auch eine nüchterne Analyse des Geschehens zu lesen. Die Geschichte beginnt aus Sicht des Blattes 2011, als Präsident Obama konstatieren musste, dass er keine Unterstützung für expansive Arbeitsbeschaffungsprogramme zur Konjunkturstimulierung im Kongress erhalten würde.

Die Republikaner antworteten damals mit der – fast üblichen – Weigerung, die Schulden-

obergrenze zu erhöhen. Das Seilziehen mündete in den «Budget Control Act» mit den automatischen linearen Kürzungen (*sequester*). Weil sich die Parteien nicht auf selektive Budgetkürzungen einigen konnten oder wollten, wurde die Automatik ausgelöst.

Obama hatte im Vorfeld Armageddon an die Wand gemalt, doch der Weltuntergang blieb aus. Die Politiker hatten sich aus der Verantwortung gestohlen, doch das Budget geriet tatsächlich unter Kontrolle. Zum ersten Mal seit fünfzig Jahren verminderten sich die Bundesaussgaben in zwei aufeinanderfolgenden Jahren. Das Defizit wird sich wohl im nächsten Jahr auf 3,4 Prozent des Bruttosozialprodukts einpendeln.

Ende gut, alles gut? Aus Sicht der Linken war das damals eine schmerzhaft Niederlage, und auch der jüngste Triumph stimmt nicht froh: Noch so ein Sieg Obamas, und die Demokraten könnten einpacken, lamentiert *The Nation*.

Weshalb? Der jüngste Deal schreibt das erreichte Ausgabenniveau fest (jenes des *sequester*). Steuererhöhungen gibt es nicht. Der Schuldenstreit ist nur aufgeschoben. Die nächste Attacke der Republikaner wird dem eigentlichen Problemkind, dem unterfinanzierten sozialen Sicherungsnetz, gelten.

Die Republikaner gehen dennoch angeschlagen in die nächste Runde, weil der Streit

ihre innere Spaltung offengelegt hat. Die Tea Party fordert das Establishment der Grand Old Party heraus, vor allem in den Primärwahlen vor der Kongresserneuerung 2014. Tea-Party-Kandidaten bringen einige etablierte Republikaner in Bedrängnis.

Spaltung und Streit sind unpopulär. Der «Normalamerikaner» will ganz einfach, dass «Washington» funktioniert, möglichst geräuschlos und effizient. Der Budgetstreit verdeckte auch den völlig missglückten Start von «Obamacare», von dem die Republikaner sonst profitiert hätten. Das Weisse Haus bestellt nun ein Team unabhängiger Experten, die Vorschläge für eine Reparatur der grössten Mängel vorlegen sollen.

Nur stärkeres wirtschaftliches Wachstum wird Amerika von seiner übergrossen Schuldenlast befreien. Die Frage ist, ob das gelingt trotz der Politik. Jene Partei, die glaubwürdige Wachstumsperspektiven darlegen kann, wird im Vorteil sein. Die Rezepte der Demokraten – staatliche Expansion – und der Tea Party – Rückbau und Ausgabendisziplin – genügen nicht.

Der Letzte, der solche Widersprüche politisch zu einer Erfolgsstory kombinieren konnte, war der 40. Präsident Amerikas, Ronald Reagan. Er war selber ursprünglich ein Roosevelt-Demokrat. Seinen Parteiwechsel begründete er damit, dass nicht er die Partei, sondern die Partei ihn verlassen habe. Doch seine politische Herkunft, zusammen mit einem Gespür für Stimmungen und Anliegen der «Gegenpartei», vergass er nie.

Obama dagegen spaltet – die Republikaner, auch die gemässigten, werden nicht mit ihm zusammenarbeiten. Für grosse Würfe wie eine Einwanderungs- und eine Steuerreform wäre das aber bitter notwendig.



Der Weltuntergang blieb aus: Präsident Obama.

Von BDP und CVP zur BVP

Von Christoph Mörgeli

Die NZZ bezeichnet die BDP von Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf als «Kleinpartei». Die *Neue Luzerner Zeitung* sieht sie als «Minipartei». Das *St. Galler Tagblatt* spricht von «Splitterpartei». In Tat und Wahrheit kommt die sogenannte Bürgerlich-Demokratische Partei immerhin auf achtzehn Prozent Wähleranteil. Denn sie kann zu ihren gut fünf Prozent die knapp dreizehn Prozent der CVP hinzurechnen. Die beiden Partner in der Mitte feierten zwar gegen aussen und in Rücksicht auf die Befindlichkeit ihrer Wähler nie eine feierliche Liebeshochzeit. Sie leben aber seit 2008 recht bequem im vernunftmässigen Konkubinats.

Die CVP ist auf die BDP angewiesen. Und umgekehrt. Die Christdemokraten einigt kein Programm, sondern der Wille zur Macht. Die Katholiken brauchen die reformierte BDP, um vor der FDP zur drittstärksten Kraft zu werden und wieder zwei Bundesratssitze zu ergattern. Umgekehrt weiss die BDP, dass sie ohne die Legitimation durch ihre Bundesrätin dem Untergang geweiht ist. Denn dann kann nicht einmal mehr unser Staatsfernsehen das BDP-Personal mit dem Hinweis hätscheln, es handle sich ja um eine Bundesratspartei.

Bei den eidgenössischen Wahlen von 2015 rechnet die CVP mit Verlusten, die sie mit Gewinnen der BDP auffängt. Die vereinigte «CVBDP» überholt die FDP und unterstützt neben Doris Leuthard auch die Wiederwahl von Eveline Widmer-Schlumpf. Die Finanzministerin muss aber nach Ablauf einer vereinbarten Frist ihren Sitz wieder einem waschechten CVP-Mann überlassen. 2015 wird die CVP der wählerstärksten SVP den zweiten Bundesratssitz nicht mehr vorenthalten. Und die SVP hat nach ihren steten Verweisen auf die mathematische Konkordanz null Grund, diesen nicht zu übernehmen. Zumal die FDP nach ihrer Serie von Niederlagen das tut, was man nie tun darf – nämlich die eigenen Standpunkte preisgeben. Und glauben, man gehöre mit der Neuausrichtung in Richtung der Sieger künftig auch wieder zu den Siegern.

Die Tage von FDP-Bundesrat Johann Schneider-Ammann sind 2015 gezählt. Weil die SVP seinen Sitz übernehmen wird. Sie erhält ihn auf dem Präsentierteller von der Bürgerlichen Volkspartei BVP. So heisst nämlich die neue Vereinigung von CVP und BDP. Zuerst kommt's allerdings noch zu einem Namensstreit. Eine BVP gibt's nämlich schon: die Bündner Vereinigung für Psychotherapie.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Cameron hilft Leuthard

Von Peter Bodenmann — Wenn Grossbritannien zwei neue Atomkraftwerke baut, wird der Schweizer Ausstieg zum Schnäppchen.



Das Feinste vom Modernen: Premierminister Cameron am geplanten AKW-Standort bei Bridgewater.

Sie können sich freuen, die unbelehrbaren Freunde der Atomenergie in der Schweiz. In Grossbritannien werden Franzosen und Chinesen vorerst zwei neue Atomkraftwerke bauen – wenn es nach der Regierung Cameron geht. Mit je 1600 MW Leistung, das Feinste vom Modernen.

Das private Kapital bleibt ein scheues Reh. Deshalb muss der Staat die Abnahme des Atomstroms inklusive indexierten Strompreises garantieren. Die Rahmenbedingungen zugunsten des Atomstroms im Detail:

Atom-Geschenk 1 — Die Einspeisevergütung wird für eine Laufzeit von 35 Jahren garantiert.

Atom-Geschenk 2 — Während dieser Zeit wird der von Beginn weg garantierte Strompreis laufend der Teuerung angepasst.

Atom-Geschenk 3 — Der garantierte Preis pro Kilowattstunde beträgt bei Inbetriebnahme stolze 13 Rappen.

Wird die böse EU-Kommission in Brüssel diesen Deal stoppen, weil die EU in Zukunft im Energiebereich keine direkten und indirekten Subventionen mehr dulden will? Hoffentlich nicht. Denn nichts wird der Atomenergie in der Schweiz mehr schaden als das Auslösen dieser Milliarden-Lawine zugunsten des Atomstroms.

Die beiden Atomkraftwerke werden pro Jahr gut 20 Milliarden Kilowattstunden produzieren. Bandenergie ist heute nicht 13 Rappen wert,

sondern nicht einmal die Hälfte. Wind- und Solarkraftwerke werden bald einmal Strom für 7 Rappen pro Kilowattstunde liefern.

Cameron ist bereit, jedes Jahr 1,4 Milliarden Franken Subventionen für den Atomstrom zu bezahlen. Wobei er die britischen Haushalte und Unternehmen die Rechnung begleichen lässt. Bei einer Laufzeit von 35 Jahren summiert sich das auf die nette Summe von real 50 Milliarden harten Schweizer Franken.

Wie viel neue Atom-Power braucht die Schweiz, wenn sie weitermachen will wie bisher? Statt zwei würden wir ohne Steigerung der Energieeffizienz drei neue Atommeiler brauchen.

Bauen wir Atomkraftwerke günstiger als die Franzosen und Chinesen? Das Gegenteil dürfte richtig sein.

Wie hoch wären folglich im Szenario Atom die Subventionen in der Schweiz? Mindestens 75 Milliarden Franken während 35 Jahren. Dagegen ist der Atomausstieg ein Schnäppchen.

Jetzt gehen selbst die Freisinnigen auf Tauchstation. Sie wollen von neuen Atomkraftwerken nichts mehr wissen. Doris Leuthard kann ruhig schlafen. So lange, bis einer unserer weiterlaufenden alten Schrottmeiler einen GAU produziert.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Nicht besser, nicht schlechter

Von Kurt W. Zimmermann — Wozu braucht es einen Chefredaktor? Sicher nicht für die tägliche Zeitungsproduktion.

Manchmal sagt eine Idee viel aus über den aktuellen Zustand einer Zunft. Diesmal war es eine Idee aus der Medienbranche.

Die St. Galler Medienprofessorin Miriam Meckel übernahm für eine Woche die Chefredaktion des Zürcher *Tages-Anzeigers*. Nach einer Woche und sechs Nummern kam sie zur Erkenntnis, der redaktionelle Alltag sei ein «langer, unruhiger Fluss».

Mag sein. Bemerkenswert an der Idee ist zuerst jedoch die Botschaft, die sie nach aussen sendet. Jeder zufällige Dilettant, so die Botschaft, kann heute als Chefredaktor eine grosse Zeitung leiten.

Halt. Das war politisch nicht korrekt formuliert. Korrekt formuliert, muss es heissen: Jeder zufällige Dilettant und jede zufällige Dilettantin können heute als Chefredaktor und als Chefredaktorin eine grosse Zeitung leiten.

Stimmt diese Botschaft? Man kann dazu die Qualität der sechs Ausgaben unter Professorin Meckel betrachten.

Es kam, wie es zu erwarten war. Das Blatt war nicht schlechter und nicht besser als sonst. Es gab, wie immer, ein paar gelungene Artikel und Kommentare, es gab, wie immer, ein paar lausige Artikel und Kommentare. Neunzig Prozent, wie immer, waren solides Mittelmass.

Courant normal. Insofern ist der Befund wenig überraschend. Man hätte anstelle von Miriam Meckel auch Marie-Theres Nadig oder Michelle Hunziker delegieren können. Es wäre nicht viel anderes passiert.

Redaktionen von grösseren Tageszeitungen sind heute erprobte und eingespielte Produktionsstätten der Informationsverpackung. Sie sind stark bürokratisiert. Kreativität in der Ablaufregie ist nicht erwünscht. Über eine Vielzahl von Verwaltungsfunktionen wie Nachrichtenchefs, Blattmacher, Produzenten und Ressortleiter wird der industrielle Fertigungsprozess strukturiert und abgesichert.

Im Redaktionsalltag braucht es keinen Häuptling, der seinen Indianern sagt, was sie zu tun haben. Wenn in Deutschland Wahlen sind, braucht es keinen Chefredaktor, der seinen Leuten sagt, man müsse nun über Angela Merkel schreiben. Wenn das Schweizer Fussballteam gewinnt, braucht es keinen Chefredaktor, der seinen Leuten sagt, man müsse nun über Ottmar Hitzfeld schreiben. Das können die jederzeit auch so.

Wozu braucht es also den Chef? Es braucht ihn, um permanent die Identität seines Blatts zu schärfen. Eine Zeitung ist wie eine Per-



«Langer, unruhiger Fluss»: Professorin Meckel.

sönlichkeit. Sie braucht ein klares Profil, einen eindeutigen Charakter, eine unverwechselbare Linie. Linie und Profil entstehen durch die Themen, auf die man setzt. Letztlich ist der Job eines Chefredaktors ein politischer Job.

Es gibt nicht viele in der Mediengeschichte, die das wirklich exemplarisch hinbekommen haben. In den achtziger Jahren war das sicher Peter Uebersax. Er wandelte den *Blick* von der leichten Sex-and-Crime-Postille zur relevanten, konservativen Plattform. In den neunziger Jahren war es Roger de Weck. Er wollte aus dem biedereren Regionalblatt *Tages-Anzeiger* ein weltmännisches Forum der gehobenen Debatierkultur machen.

Unter den heutigen Chefredaktoren gibt es nur ganz wenige, etwa bei der *Neuen Zürcher Zeitung* oder der *Basler Zeitung*, die noch solch stilprägende Ambitionen haben. Die Mehrheit unserer Schriftführer hat keine gesellschaftspolitischen Vorstellungen mehr, die sich journalistisch niederschlagen sollen. Sie sehen sich eher als emotionslose Lieferanten für Inhalte aller Art. Massstab ist die möglichst professionelle Versorgung des Publikums mit digitalen wie gedruckten News.

So betrachtet, war die Botschaft rund um Miriam Meckel gar nicht so falsch. Man kann als Chefredaktor und Chefredaktorin heute wirklich fast jeden und jede nehmen.

Schwester Robbe

Von Beatrice Schlag — Wedelnde Roboter in der Krankenpflege.

Der Roboter ist 60 Zentimeter lang und wurde von seinem japanischen Entwickler Paro getauft. Paro sieht aus wie eine kleine Robbe. Über seine innere taktile Sensorik wurde ein weiches, helles Fell gewickelt. Wenn man ihn streichelt, wedelt er mit dem Schwanz, blinzelt mit den Kulleraugen und bewegt den Kopf. Wird er grob angefasst oder getreten, stösst er missbilligende Laute aus. Anders als echte Robben ist Paro so programmiert, dass er nachts weder Bewegungen noch Laute erzeugen kann.



Seit 2004 ist er für fast 7000 Franken im Handel. Seine therapeutische Aufgabe: gedankliche und emotionale Barrieren von schwer Demenzkranken zu lösen. Er wird bereits in mehreren Ländern angewendet, meist mit einigem Erfolg. Viele Kranke erinnern sich an ihre Haustiere, lächeln den Roboter im Pelz an und sind bestenfalls dank seiner Hilfe wieder zur Kommunikation mit Angehörigen und Pflegepersonal imstande.

Natürlich ist die Kritik an Paro vehement. Niemand stellt sich gerne einen an Demenz erkrankten Angehörigen mit einem computerisierten Stück Pelz auf dem Schoss vor. Dass Paro auf seinem jetzigen Stand den Kranken nicht viel bringt, wenn nicht jemand dabei ist, der die Kommunikation aufzubauen hilft, kann ungute Gefühle nicht wirklich beseitigen. Gabriele Zander-Schneider, Leiterin der Kölner Alzheimer Selbsthilfe, bringt das Unbehagen auf den Punkt: «Was ist das für eine Gesellschaft, die Roboter einsetzt, um ein Grundbedürfnis wie Zuwendung zu befriedigen?»

Ihre Empörung ist so verständlich wie vergeblich. Schon heute fehlt es an Pflegepersonal in allen Heimen und Spitälern. Selbst wenn es sich finden liesse, wäre es nicht finanzierbar. Angehörige sind entweder selber zu alt, um die Pflege zu übernehmen, oder sie sind beruflich zu eingespannt, um einen Kranken rund um die Uhr zu betreuen. Scheue Frage: Was, wenn Demenzkranke in der Lage wären, auf ihren Handys Filme, Songs und Spiele herunterzuladen, die ihnen Freude machen? Wären wir beruhigter, wenn sie sich wie wir und unsere Kinder Emotionen aus einem pelzlosen Computer beschaffen würden?

Leserbriefe

«Wo landen denn die veruntreuten Gelder, bleiben sie in Afrika, oder wandern sie ins Ausland?» *Peter Werder*



Weitere Illusion? Titelblatt der letzten *Weltwoche*.

Wäre das nicht auch Entwicklungshilfe?

Nr. 42 – «Afrika wird armregiert»; Volker Seitz über Entwicklungshilfe

Wo landen denn die veruntreuten Gelder, bleiben sie in Afrika, oder wandern sie ins Ausland? Wäre es nicht auch Entwicklungshilfe, wenn solche Gelder in Afrika bleiben müssten? Eine weitere Illusion?

Peter Werder, Kapstadt (Südafrika)

Unangenehme Fragen

Nr. 42 – «Festung Europa? Leider ja»; Thilo Sarrazin über die europäische Flüchtlingspolitik

Mit ihren Bildungsreisen in vornehmlich afrikanische Slums hat seinerzeit Bundesrätin Micheline Calmy-Rey den Begriff der humanitären Tradition neu definiert. Heute scheint ein Mitglied des Bundesparlaments nur ein gutes zu sein, wenn ihm der an seinem Ursprung weit vorbeiführende Begriff mindestens einmal monatlich über die Lippen kommt. All diesen Schönrednern aber stellt Thilo Sarrazin ohne den leisesten Hauch von Rassismus einige unangenehme Fragen: «Was und wie viel darf es denn sein, bis es an unsere eigene Existenz geht? Wie ungerecht ist unsere Asylpolitik all jenen gegenüber, deren Leid wir zu lindern suggerieren, die sich aber eine Reise nach Europa gar nicht leisten können? Und was können wir damit an der afrikanischen Misere

ändern? Wie sähe die wahre humanitäre Tradition aus, wenn sie denn von gelebter Humanität hergeleitet würde?» – Natürlich werden weder Bundesbern noch die Asylorganisationen auf solche Fragen je antworten. Dennoch: Wo der vielgeschmähte Sarrazin recht hat, da hat auch er recht. Und darum ist sein *Weltwoche*-Beitrag so wichtig und lesenswert.

Hans Christian Müller, Zürich

Vorsichtig verabschieden

Nr. 42 – «Burkhalters Europa-Schwindel»; Roger Köppel über Aussenminister Didier Burkhalter

Verfolgt Bundesrat Didier Burkhalter weiterhin diese Strategie des Appeasement, muss es erlaubt sein, auf unsere Bundesverfassung hinzuweisen, auf welche die Bundesräte ja den Eid (ausser Simonetta Sommaruga [SP], die ein Gelübde ablegte) leisten. In Artikel 2 unserer Bundesverfassung steht: «Die Schweizerische Eidgenossenschaft schützt die Freiheit und die Rechte des Volkes und wahrt die Unabhängigkeit und die Sicherheit des Landes.» In diesem Zusammenhang bleiben eigentlich nur zwei Fragen. Frage eins: Wenn Bundesrat Burkhalter seine Agenda durchsetzt, gilt dies dann bereits als Landesverrat? Und Frage zwei: Müsste sich die SVP von ihren Schlüsselbegriffen wie «Freiheit» oder «Unabhängigkeit» vorsichtig verabschieden?

Beat R. Brenner, Küsnacht

Zurücktreten

Nr. 42 – «Schöne neue Zeit»; Kommentar von Urs Paul Engeler

Die beiden Pilet-Golaz-Sympathisanten im heutigen Bundesrat sind zum Rücktritt aufzufordern, bevor der Beitritt zum sogenannten Binnenmarkt uns in die EU führt. Leider fehlt heute so jemand wie der damalige Retter der Souveränität der Schweiz vor dem Zweiten Weltkrieg: General Guisan. Heute haben die gewählten Kantonsvertreter aller Parteien im Ständerat die historische und grosse Aufgabe, unser Land und die Selbständigkeit zu retten. Die Schweizer Bürgerinnen und Schweizer Bürger scheinen bereits bei der Mitsprache ausgeschaltet zu werden. Über den EWR-Beitritt durfte der Stimmbürger noch mitbestimmen. Der vom Bundesrat so genannte «Binnenmarkt» – als täuschender Begriff –, der kein Freihandelsmarkt ist, würde die Schweiz in die EU mit fremden Richtern zwingen. Angeblich soll der Stimmbürger nicht befragt werden. Darum meine Forderung abzudanken – wie damals Bundesrat Pilet-Golaz, der den Anschluss an Deutschland wünschte.

Oskar Kaeslin, Horw

Unfairer Sarkasmus

Nr. 42 – «Mit Lügen, List und Ausdauer»; Kurt Steinmann über Odysseus

Homer zu übersetzen, ist eine bewundernswerte Lebensaufgabe für einen Altphilologen. Die Psyche des einzigartigen griechischen Lyrikers Konstantinos Kavafis zu erforschen, bedarf jedoch ebenfalls einer tiefen Auseinandersetzung mit seinem ganzen literarischen Werk. Ich empfinde den von Kurt Steinmann geäußerten – wenn auch im Konjunktiv abgeschwächten – Sarkasmus in Zusammenhang mit dem Gedicht «Ithaka» gelinde formuliert als Hybris. Es ist äusserst unfair, Konstantinos Kavafis als Epikureer mit der negativen Bedeutung im Sinne von «Genussmensch» hinzustellen.

Elpida Tsecouras Fisch, Zürich

Viel mehr Vorteile

Nr. 42 – «Mythos Elektroauto»; von Alex Reichmuth

Das Elektroauto hat bis auf die Reichweite nur Vorteile. Fahrspass: Wenn man Beschleunigung braucht, ist sie augenblicklich verfügbar, auch aus dem Stand. Das Bremspedal braucht man kaum. Die Rückladung der Batterie bremst meist genügend. Wartung: Es gibt bei einem Elektrowagen fast nichts zu warten. Die Abgaskontrolle fällt natürlich auch weg. Technische Einfachheit: Das Elektroauto hat eine Batterie, einen Elektromotor und eine elektronische Steuerung, aber, zum Beispiel, keine Kolben, keine Ventile, keine Nockenwellen,

keine Zündkerzen, keine Ölpumpe, keine Benzinpumpe, keine Kupplung, kein Getriebe und keinen Anlasser. Tanken: Tankstellen sind für mich nur noch Kioske. Ich habe jeden Morgen ein voll-«getanktes» Auto. Sicherheit: Benzin brennt besser als Batterien. Der vielpublizierte Tesla-Brand blieb auf einen Batterieblock beschränkt. Ein Benziner wäre völlig ausgebrannt. Platz: Ein Elektromotor ist einen Bruchteil so gross wie ein gleich starker Ottomotor. Die Batterie kann platzsparender untergebracht werden als ein Benzintank. Ein durchschlagender Erfolg des Elektroantriebs hätte weitreichende wirtschaftliche Auswirkungen. Der Automarkt würde schrumpfen, die Tankstellen würden verschwinden, der Beruf des Automechanikers würde völlig verändert. Darum gibt der Artikel in erster Linie das Wunschenken des Autogewerbes wieder. Das Erwachen dürfte brutal sein.

Simon Aegerter, Wollerau

Bloss Hypothesen

Nr. 41 – «Klima: Stockers Widersprüche»; Interview-Analyse von Alex Reichmuth

1870 bedeckte der Rhonegletscher noch einen Grossteil des Talbodens von Gletsch bis fast zum Hotel, 1900 hatte sich die Gletscherzunge bis hinten in den Talboden zurückgezogen, 1931 berührte sie diesen noch knapp. Von 1900 bis 1920 wurde der Morteratschgletscher um 204 Meter kürzer – alles einfach zu überprüfen mit Google! Was war wohl der Grund für diesen Rückzug, der seit Beginn der Messreihe 1881 zu beobachten ist? Zu dieser Frage hätte ich gerne Antwort von Thomas Stocker. Es liefen zwar schon ein paar Dampfmaschinen und Dampflok, aber Autos gab es kaum, und der Erdölboom hatte noch nicht eingesetzt. Das Phänomen des Klimawandels lässt sich mit Messungen erfassen, ich frage aber zweifelnd nach dessen angeblichem Auslöser, da gibt es erst – als Fakten verkaufte – Hypothesen!

Georg Krenger, Wiesendangen

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach,
8021 Zürich.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man Kondolenzkarten auf Vorrat kaufen?
Daniel Diederich

Ja, man darf. Nach fünf Todesfällen in der Familie kann ich Ihnen aus tiefstem Herzen sagen: Hässliche Kondolenzkarten machen es auch nicht besser. Falls Sie also ein selten schönes Exemplar erspähen, spricht nichts dagegen, auf Vorrat zu kaufen. Es spricht aber auch nichts dagegen, wenn Ihr Vorhaben weniger von Schönheit beseelt als von ganz pragmatischer Natur ist: Man hat, was man hat. Und die Chance, dass man Kondolenzkarten braucht, erhöht sich mit jedem Lebensjahr. Benjamin Franklin sagte: «In dieser Welt gibt es nichts Sichereres als den Tod und die Steuern.» Und meine Grossmutter sagte: «Bring gleich ein paar mit, es ist wieder Saison.» Denn als Trauernder ist es einem ziemlich egal, ob die Kondolenzkarte frisch aus der Papeterie oder aus dem Vorrat in der Schreibtisch-Schublade kommt. Wichtig ist, dass eine kommt.

Dominique Feusi

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Expovina 2013: Kategorien-Sieger.



Peter Rahm, Weinkellerei
Rahm, Hallau:
«Fruchtig und spritzig,
mit schöner Fülle und
zartem Schmelz.»
CHF 11.65 (75 cl)
www.weinkellerei-rahm.ch



www.blauburgunderland.sh

Die Lüge der bilateralen Unabhängigkeit

Der Bundesrat verkauft den bilateralen Weg mit der EU als Sicherung der schweizerischen Souveränität. Die Teilnahme am europäischen Binnenmarkt führt aber zwangsläufig zu fremdem Recht. Die Schweiz wird zur Rechtskolonie der EU. *Von Christian Mundt*

«Ja, es sind fremde Richter», sagte die Nummer zwei im Ausserdepartement, Staatssekretär Yves Rossier, diesen Mai. «Es gibt keine fremden Richter», sagte Rossier dann plötzlich vor Wochenfrist – und folgt damit den Aussagen seines Chefs, Aussenminister Didier Burkhalter. Der hatte in einem Interview kürzlich die neue Sprachregelung vorgegeben: «keine fremden Richter».

Die Verwirrung ist gross: Fremde Richter oder keine fremden Richter – was gilt? Ausgelöst hat die Diskussionen EU-Kommissionspräsident José Manuel Barroso. Im März 2012 eröffnete er der damaligen Bundespräsidentin Eveline Widmer-Schlumpf und Aussenminister Burkhalter, die der EU einen Arbeitsbesuch abstatteten, dass aus seiner Sicht der sogenannte bilaterale Weg am Ende sei. Die EU verlange von der Schweiz die automatische Übernahme von EU-Recht sowie eine gemeinsame Gerichtsbarkeit für den Streitfall, beschied Barroso den beiden Schweizern. Der helvetische Aufschrei war gross. Und das Ausserdepartement befindet sich seither in Alarmbereitschaft.

Nach dem knappen Nein zum EWR-Vertrag 1992 stand die politische Elite vor einem Scherbenhaufen. Der Bundesrat sistierte nach der Abstimmung die Verhandlungen für einen Beitritt zur EU. Stattdessen sollten die gegenseitigen Beziehungen über bilaterale Verträge geregelt werden. Es folgten die Vertragspakete Bilaterale I und II. Sie sollten der Schweiz den Zugang zur EU ermöglichen, ohne selber Teil von ihr zu werden: «Die Schweiz überträgt keine Souveränität an EU-Institutionen, und anders als seinerzeit beim EWR ist sie nicht an die Weiterentwicklung des europäischen Rechts gebunden», schrieb der Bundesrat in seinen Erläuterungen zum ersten Vertragspaket. Mit überwältigenden 67 Prozent der Stimmen stimmte der Souverän schliesslich den Bilateralen I zu.

Nicht ohne Ironie ist heute die damalige Aussage «Mit einem Ja zu den bilateralen Abkommen bleiben wir in der weiteren Ausgestaltung unserer Beziehungen zur EU absolut frei» zu verstehen. Denn: «Der bilaterale Weg ist die einzige Variante, mit welcher sich der Wohlstand und die Unabhängigkeit der Schweiz in Einklang bringen lassen», wie Aussenminister Burkhalter kürzlich an einem Vortrag an der ETH warnte. Mit anderen Worten, die bilateralen Verträge sind das Erfolgsmodell. Nur dank diesen Verträgen geht es der



In Alarmzustand: Aussenminister Didier Burkhalter.

Schweiz heute gut. Und: Die Bilateralen sichern, so wird es den Schweizern seit 1992 eingetrichtert, die politische Unabhängigkeit des Landes.

Die nun auftauchenden Probleme dieser bilateralen Beziehungen beruhen auf einem – wohlwollend ausgedrückt – allgemeinen Missverständnis. Oder – weniger wohlwollend ausgedrückt – einer vorsätzlichen Täuschung des Souveräns: Kern des Ganzen ist der Begriff Binnenmarkt. Gemäss Definition ist ein Binnenmarkt ein abgegrenztes Wirtschaftsgebiet mit freiem Verkehr für Güter, Dienstleistungen, Personen und Kapital.

In der Praxis sind die Grenzen von Binnenmärkten deckungsgleich mit den Staatsgrenzen – ein Binnenmarkt findet sich normalerweise innerhalb eines Landes. Das führt auch dazu, dass nationale Märkte – in Abgrenzung zum Weltmarkt oder zu einem Exportmarkt – als Binnenmärkte bezeichnet werden. Auch verlangen Binnenmärkte eine gemeinsame Rechtsordnung in entscheidenden Fragen. Die Schweiz als Binnenmarkt würde nicht funktionieren, wenn im Kanton Schaffhausen andere Zulassungsvorschriften für Autos gelten würden als im Tessin, wenn Geld nicht ohne Kontrolle von Genf nach Zürich überwiesen werden dürfte, wenn der Appenzeller eine Genehmigung brauchte, um im Jura zu arbeiten, oder ein Reisebüro aus Basel keine Skiferien in St. Moritz verkaufen könnte. Das macht jedoch den Binnenmarkt aus.

Einen Zugang zu einem Binnenmarkt kann es folglich gar nicht geben. Entweder ist man Teil des Binnenmarktes – oder eben nicht. Einen Zugang, wie die Schweiz dies will, gibt es lediglich zu einzelnen Teilen eines Binnenmarktes, sprich zu einzelnen Märkten.

Es ist dieses Missverständnis – oder eben diese Täuschung –, welches die derzeitigen Diskussionen befeuert. Die EU hat sich zum Ziel gesetzt, einen europaweiten Binnenmarkt zu schaffen. Zwischen den einzelnen Mitgliedsstaaten sollen nicht nur Waren zollfrei verschoben werden können. Auch für Menschen, Dienstleistungen und Kapital soll es innerhalb der EU keine Grenzen geben. Selbstverständlich bedingt dies, dass das gemeinsame Recht überall gleich gilt. Neue Vorschriften müssen durchweg gleich angewendet werden. Ansonsten ist es kein Binnenmarkt.

Unabhängigkeit ausser Kraft

Mittendrin in diesem grossen, gemeinsamen, ja grenzenlosen Binnenmarkt befindet sich nun die Schweiz. Zwar besteht auch in der Schweiz ein Interesse an freiem Handel und Verkehr. Aber bitte nicht überall: nicht mit allen Produkten, nicht mit allen anderen Ländern. Und wenn schon, dann nicht ohne flankierende Massnahmen. Hier eine Ausnahme, da eine kleine Änderung. Was die Schweiz will, was die Schweiz braucht und was in der

Schweiz vermittelt wird, ist klassischer Freihandel (ein entsprechendes Abkommen existiert seit 1972), nicht aber eine Teilnahme am europäischen Binnenmarkt.

Der Schritt von einer vollständigen Teilnahme am Binnenmarkt zu einem Beitritt zur EU wäre nicht mehr weit, definiert sich die EU in ihrer Präambel doch als «entschlossen, die



«Unverhandelbar»: Ex-Bundesrat Merz.



Stück für Stück: Bundesrätin Widmer-Schlumpf.

Stärkung und die Konvergenz ihrer Volkswirtschaften herbeizuführen und eine Wirtschafts- und Währungsunion zu errichten». Vor diesem Hintergrund ist der Wunsch der EU nach einer automatischen Rechtsübernahme seitens der Schweiz nachvollziehbar. Wenn ein Land am Binnenmarkt teilnehmen will – was die offizielle Schweiz der EU immer wieder vermittelt –, muss es auch die dort geltenden Regeln und Gesetze respektieren. Dies weiss auch die europophile schweizerische Landesregierung, genauso wie sie weiss, dass ein EU-Beitritt in absehbarer Zeit politisch nicht mehrheitsfähig ist. Die Abstimmungsergebnisse lassen vermuten, dass die Teilnahme am europäischen Binnenmarkt ebenfalls an der Urne versenkt würde. Um den bilateralen Abkommen und der Annäherung an die EU dennoch zum Durchbruch zu verhelfen, vernebelte der Bundesrat die Information. Die bundesrätliche Wortwahl im EU-Dossier grenzt an Täuschung.

In seinen Erläuterungen zu den Bilateralen I spricht der Bundesrat von der Öffnung des EU-Beschaffungsmarktes. Erleichtert werde der gegenseitige Zugang zum Arbeitsmarkt. Vor allem aber wird der Zugang von Schweizer Unternehmen zum europäischen Markt betont. Mit keinem Wort erwähnt wird der Binnenmarkt als politisch in zahllose Lebensbereiche ausstrahlendes Regelsystem. Die Landesregierung hat den Leuten weisgemacht,

bei den Bilateralen gehe es um Marktzutritt. Sie verschwieg, dass die bilateralen Verträge die Schweiz zum Teil eines Binnenmarktes machen, der weit mehr ist als ein Markt. Das damalige Referendumskomitee äussert sich zwar kritisch zu den einzelnen Verträgen. Den Unterschied zwischen einem Markt und einem Binnenmarkt wurde allerdings nicht erkannt. Selbst die SVP scheint diesen erst später erkannt zu haben. Auch bei den anderen EU-Abstimmungen wird der Binnenmarkt – mit einer Ausnahme – nicht erwähnt. Alles, was dem Stimmvolk vor den jeweiligen Abstimmungen als Erfolg schweizerischer Verhandlungen und als grosser Wurf im Verhältnis zu unseren Nachbarn verkauft wurde, liest sich Jahre nach Inkrafttreten der Abkommen wie eine Chronik von Irreführungen, um nicht von Lügen zu sprechen.

«Die Ängste des Referendumskomitees, die Einwanderung aus EU-Staaten in die Schweiz werde stark zunehmen, sind nicht begründet», hiess es beispielsweise vor der Abstimmung zur Personenfreizügigkeit. Wie die Statistik zeigt, hat sich die jährliche Nettozuwanderung zwischen 2002, als die Verträge in Kraft traten, und 2008, dem vorläufigen Höhepunkt, von rund 50 000 auf mehr als 100 000 Personen verdoppelt. Auch sind während der Krise deutlich mehr Menschen in die Schweiz ein- und nicht, wie vorhergesagt, ausgewandert. Trotzdem sei «davon auszugehen, dass mit der Verlangsamung des Wirtschaftswachstums die Zuwanderung abnehmen wird», behauptete der Bundesrat noch 2009.

Nicht einmal zehn Jahre überdauerten die Versprechen, die vor der Abstimmung zum Vertragswerk Schengen/Dublin gemacht wurden. Heute kaum mehr bekannt ist, dass «in den Schengen-Verhandlungen das Bankgeheimnis bei den direkten Steuern (Einkommens- und Vermögenssteuer) vertraglich abgesichert werden konnte», wie der Bundesrat im Abstimmungskampf sagte. «Die Schweiz wird somit Weiterentwicklungen des Schengen-Rechts, die das Bankgeheimnis bei den direkten Steuern gefährden, nicht übernehmen», gab die Exekutive damals zu Protokoll.

Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf müsste allenfalls die Protokolle von damals nochmals studieren. Denn bei ihr folgt ein Dammbuch dem nächsten. Während Vorgänger Hans-Rudolf Merz das Bankgeheimnis noch für «unverhandelbar» erklärte, weicht sie es Stück für Stück auf. Die Abgeltungssteuer sollte sodann den automatischen Informationsaustausch verhindern, was allerdings nicht gelang. Mittlerweile will die Schweiz an der Ausarbeitung eines automatischen Informationsaustauschs mitarbeiten, auch wenn die Banken den immer geforderten Marktzugang in Europa nicht erhalten.

Wie eine kürzlich veröffentlichte Doktorarbeit zeigt, entsprechen rund 40 Prozent der

Chronologie einer Verschleierung

Fremde Richter für die Schweiz: Der Bundesrat akzeptiert den EU-Gerichtshof als höchste Instanz. Von Peter Keller

19. Mai 2013 — Staatssekretär Yves Rossier, rechte Hand von Aussenminister Didier Burkhalter (FDP), präsentiert Vorschläge über die Neugestaltung des bilateralen Weges. Seine Lösung: Die Schweiz soll nicht nur bei künftigen Abkommen EU-Recht übernehmen, sondern auch bei bestehenden Abkommen sich der europäischen Rechtsentwicklung «anschliessen». Soweit das «Anschluss»-Szenario des Schweizer Chefunterhändlers. Und wenn es zum Streitfall zwischen der Schweiz und der EU kommt? Da es um EU-Recht gehe, so Rossier, sei es «im Prinzip logisch», dass die Rechtsauslegung durch den Europäischen Gerichtshof (EuGH) als oberstes EU-Gericht erfolge. Also müsse die Schweiz fremde Richter akzeptieren, hakt die *NZZ am Sonntag* nach. «Ja, es sind fremde Richter», bestätigt Burkhalters Statthalter, es gehe aber auch um «fremdes Recht».

10. Juni 2013 — Rossiers Freimut löste einigen Wirbel aus. Hat er auf eigene Faust gehandelt? Ich möchte von Bundesrat Didier Burkhalter wissen, ob sein Staatssekretär in Abstimmung mit dem Aussendepartement (EDA) vorgegangen sei. Burkhalter relativiert: Es handle sich lediglich um einen «technischen Dialog». Es gebe zurzeit kein Verhandlungsmandat.

26. Juni 2013 — Wie man an der Antwort des Aussenministers unschwer erkennen konnte: Das bundesrätliche Verhandlungsmandat lag längst bereit. Zwei Wochen später teilt das EDA mit, der Bundesrat wolle den bilateralen Weg «konsolidieren». Dafür müsse das «institutionelle Gefüge» zwischen der Schweiz und der EU «erneuert» werden. Rechtliche Auslegungsfragen würden künftig dem Europäischen Gerichtshof «unterbreitet». Wo Staatssekretär Rossier in einem Anfall von Freimütigkeit noch von «fremden Richtern» sprach, herrscht nun taktisches Zuckerwatten-Vokabular: «konsolidieren», «erneuern», «unterbreiten». Man wolle, beteuert das EDA, die Schweizer Institutionen, namentlich die direkte Demokratie und die Unabhängigkeit des Landes, respektieren. «Deshalb ist für den Bundesrat jegliche automatische Übernahme von EU-Recht ausgeschlossen.»

21. August 2013 — Das EDA legt einen Entwurf für ein Verhandlungsmandat mit der

EU vor. Nun ist klar: Wo immer Streitfälle auftauchen, soll der EuGH das Recht auslegen. Würden die Schweiz und die EU auf dieser Grundlage zu keiner Einigung kommen, könnten «angemessene Ausgleichsmassnahmen» ergriffen werden. Auch hier wird mit Worten mehr verschleiert, als gesagt: «Angemessene Ausgleichsmassnahmen» sind auf gut Deutsch Strafmassnahmen. Das bundesrätliche Verhandlungsmandat sieht also vor, dass die EU die Möglichkeit bekommt, die Schweiz zu bestrafen, sollte sie sich der Rechtsauslegung des obersten EU-Gerichts widersetzen.

19. September 2013 — Herbstsession. SVP-Fraktionschef Adrian Amstutz fordert ein Moratorium: «Gefährliche Verhandlungsangebote», wie die Übernahme von EU-Recht, seien abzulehnen. «Wir wollen keine fremden Richter.» Didier Burkhalter kontert: Es seien eben nicht fremde Richter, die über die letzte Entscheidungsgewalt verfügten. Es gehe «absolut nur» um die Auslegung des EU-Rechts, «nur darum». Am Schluss entscheide immer die Schweiz. Der Bundesrat wolle bloss eine «dynamische Rechtsübernahme», keinen Automatismus. Toni Brunner (SVP) verweist auf den Schengen-Vertrag, der bereits eine dynamische Rechtsübernahme vorsieht. Ob Burkhalter ihm nur ein Beispiel sagen könne, wo die Schweiz eine Schengen-Bestimmung nicht übernommen habe. Der Aussenminister kann kein Beispiel nennen.

18. Oktober 2013 — Inzwischen ist die Sprachregelung auch beim Staatssekretär angekommen. Gegenüber dem *Blick* erklärt Yves Rossier, es werde keine fremden Richter geben, «die uns vorschreiben, was wir zu tun haben». Es gebe bloss Richter, «die uns sagen, wie das EU-Recht zu verstehen ist». Innerhalb von fünf Monaten korrigiert das EDA seine Ziele bis zur Unkenntlichkeit. Am Inhalt hat sich jedoch nichts geändert: Es bleiben fremde Richter. Und ob «dynamisch» oder «Automatismus» – faktisch soll die Schweiz EU-Recht übernehmen. Nach dem Willen des Bundesrates nicht nur bei künftigen Abkommen, sondern auch bei den bestehenden Verträgen. Damit würde die Schweiz zur Rechtskolonie der EU.

Peter Keller ist SVP-Nationalrat.

Schweizer Gesetze, die in den vergangenen zwanzig Jahren in Kraft traten, EU-Recht. Solange der Schweizer Souverän fremdes Recht bewusst und absichtlich übernimmt, ist dies unproblematisch. Wird es allerdings durch die Hintertür am Souverän vorbei eingeführt, ist die Unabhängigkeit der Schweiz ausser Kraft. Wenn Bundesrat Burkhalter also heute betont, durch die von ihm angestrebte Vertiefung des bilateralen Wegs würden die Eigenständigkeit und die politischen Institutionen der Schweiz «nicht in Frage gestellt», dann streut er den Leuten wie seine Vorgänger Sand in die Augen.

Ausser der SVP scheint sich allerdings keine Partei am Vorgehen des Aussenministers zu stören. Burkhalters FDP sieht sich im Gegenteil gar als «Gralshüterin der bilateralen Verträge». Die Verträge mit der EU haben der Schweiz nicht den Zugang zu den europäischen Märkten gesichert. Sie haben die Schweiz zu einem Teil des Binnenmarkts werden lassen, der eine Mischung aus Staat und Markt ist. Teile der Schweizer Souveränität wurden dabei bereits gezielt abgeschafft, ohne dass diese Konsequenz der Bevölkerung wirklich deutlich gemacht worden wäre.

Der europäische Binnenmarkt verändert sich täglich. Wer dabei mitmachen wolle, müsse auch neue Regeln akzeptieren, verlangt die EU. Die Schweiz möchte nicht nur zuschauen, sagt Burkhalter. Automatisch – Pardon, im Vernebelungsjargon natürlich dynamisch – die neuen Regeln zu übernehmen, widerspricht hingegen dem Selbstverständnis der Schweiz als souveränem Staat. Burkhalters Lösung ist, bei Streitigkeiten den Europäischen Gerichtshof (EuGH) zu fragen – womit wir bei der Frage nach fremden Richtern sind.

Es ist konsequent, dass über europäische Gesetze auch europäische Gerichte entscheiden sollen. Es ist nachvollziehbar, wenn europäische Richter über die Weiterentwicklung des europäischen Binnenmarktes entscheiden. Unehrllich ist es, nicht von fremden Richtern zu sprechen. Dies hat der Präsident des EuGH unlängst in einem Interview mit dem *Tages-Anzeiger* klargemacht: «Entscheide sind dadurch gezeichnet, dass sie die Parteien, die sich an ein Gericht wenden, binden. Sonst macht der Entscheid keinen Sinn.» Gemäss Burkhalter würden der Schweiz bei einer Nichtbeachtung «Ausgleichsmassnahmen» (sprich: Sanktionen) drohen, im schlimmsten Fall die Kündigung des Abkommens.

Anstatt zu versuchen, mit Täuschungen und Lügen das Volk weiter von diesem bilateralen Weg zu überzeugen, wäre es an der Zeit, die Karten offenzulegen. Will die Schweiz am europäischen Binnenmarkt teilnehmen, muss sie dies vollständig tun, mit allen Vor- und Nachteilen. Die Alternative wäre der Zugang zu einzelnen Märkten mittels Freihandelsabkommen. ○



Derzeit können nur diejenigen von der Personenfreizügigkeit profitieren, die einen Job haben. Doch die EU will mehr.

Die Mär vom Segen der Bilateralen

Lohndruck, Regulierungsflut, Stagnation pro Kopf: Die Personenfreizügigkeit schadet mehr, als sie nützt. Mit fragwürdigen Statistiken gaukelt der Bund positive Effekte vor.

Von Pierre Heumann

Der Personenfreizügigkeit sei Dank – so erklärt Economiesuisse den Umstand, dass die Schweiz die Wirtschaftskrise gut überstanden hat. Die Öffnung des Arbeitsmarktes habe in den letzten Jahren das Wachstum begünstigt und den Standort Schweiz insgesamt gestärkt, heisst es lobend im Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco). Die Personenfreizügigkeit, rechnete der Bundesrat vor zwei Jahren vor, habe zu einer «dauerhaften Erhöhung» des Sozialproduktes von «mindestens einem Prozent» geführt, was einem Betrag von vier bis fünf Milliarden Franken entspreche.

Statistischer Blindflug

Das erfreuliche Resultat sei auch der hohen Qualifikation der Zuwanderer zu verdanken. «53 Prozent haben einen Universitäts- oder vergleichbaren Abschluss, verglichen mit 34 Prozent in der Schweizer Bevölkerung», pries der Chefökonom des Bundes, Eric Scheidegger, in einem Interview mit dem *Tages-Anzeiger* die Vorteile der Freizügigkeit.

Aussagen über die Fertigkeiten und Diplome der Zuwanderer sind indessen mit grösster Vorsicht zu geniessen. Sie beruhen auf einer Umfrage, die keineswegs repräsentativ ist. Die Kronzeugin für die «hohe Qualifikation» der Einwanderer, die Schweizerische Arbeitskräfteerhebung (Sake) des Bundesamtes für Statistik,

bildet die Realität aus mehreren Gründen falsch ab. Die Teilnahme an der Umfrage ist erstens freiwillig. Nur motivierte Zuwanderer nehmen sich wohl die 25 Minuten, die für die erste von vier Befragungswellen vorgesehen sind. Eine weitere Verzerrung entsteht dadurch, dass neuerdings bloss in vier Sprachen abgefragt wird: Französisch, Deutsch, Italienisch und Englisch. Wer zum Beispiel besser Portugiesisch, Polnisch oder Bulgarisch spricht, wird die Fragen in der Regel nicht beantworten wollen. Berücksichtigt werden bei der Umfrage zudem vor allem Personen, die über einen gültigen Festnetzanschluss verfügen, was die Repräsentativität der Sake-Umfrage ebenfalls angreifbar macht. Aber andere Erhebungen sind nicht verfügbar, seit die Volkszählung abgeschafft wurde. Wie hoch (oder wie tief) der Anteil der Hochqualifizierten ist, die mit einem Uni-Abschluss, dem Diplom einer Fachhochschule oder einer höheren Berufsbildung in die Schweiz kommen, kann deshalb niemand mit Bestimmtheit sagen. Verlässliche Zahlen fehlen. Halb so schlimm, könnte man sich trösten: Die Schweiz ist sowieso nicht in der Lage, die Zuwanderung aus der EU zu kontrollieren.

Wer behauptet, die Personenfreizügigkeit sei ein Segen für die Wirtschaft, hat Mühe, entsprechende Belege vorzuweisen. Economiesuisse, die in Inseraten vor den Folgen eines Wegfalls

der Personenfreizügigkeit warnt, habe es «verschlampt, dazu aktuelle fundierte Analysen zu machen», weiss ein Insider aus der Verbandslandschaft. Beim Wirtschaftsforschungsinstitut BAK Basel Economics gibt man sich zwar überzeugt, dass das Wachstum pro Kopf ohne die Personenfreizügigkeit tiefer wäre – aber modellmässig durchgerechnet habe man das nicht, weil sich der Vorteil nicht quantifizieren lasse.

Sicher ist bloss: Wenn in einem Land mehr Leute arbeiten, erhöht sich definitionsgemäss die Gesamtleistung der Volkswirtschaft, das Bruttoinlandsprodukt. Doch um den Wohlstandseffekt zu messen, ist das Endprodukt pro Bewohner relevant. Zwei ETH-Ökonomen kommen zu einem ernüchternden Ergebnis. Die starke Einwanderung aus dem EU- und Efta-Raum der letzten Jahre habe nur geringe Auswirkungen auf das Durchschnittseinkommen gehabt. Die uneingeschränkte Zuwanderung schlägt sich aber in zusätzlichen Kosten nieder – für die Infrastruktur etwa, die Gesundheit oder die Bildung.

Immerhin: Die Personenfreizügigkeit führt dort zu höheren Löhnen, wo die Qualifikation der Beschäftigten stieg. Positive Einflüsse auf das *generelle* Lohnniveau können jedoch nicht nachgewiesen werden. Im Gegenteil: Einige Studien kommen sogar zum Schluss, dass sich das Freizügigkeitsabkommen negativ auf die Lohnentwicklung auswirke. >>>

Die Zuwanderung ausländischer Arbeitskräfte führt nicht nur zu einer Ergänzung des inländischen Potenzials. Sie bedeutet auch mehr Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt. Das erhöhte Angebot an Arbeitskräften hat «tatsächlich Druck auf die Löhne ausgeübt», heisst es denn auch in einem Bericht der Parlamentarischen Verwaltungskontrolle zuhanden der Geschäftsprüfungskommission des Nationalrates vom 16. Juni 2011.

Zumindest indirekt führt die Personenfreizügigkeit zu einer Erhöhung der Arbeitslosigkeit. Wenn ältere oder schwächere Arbeitnehmer ihre Stelle verlieren, tun sie sich bei der Jobsuche schwer, weil HR-Abteilungen lieber Ausländer rekrutieren. «Wegen der Personenfreizügigkeit werden immer mehr vor dem Ende ihres Arbeitslebens aus dem Arbeitsmarkt gedrängt», sagt Rudolf Strahm, der ehemalige Preisüberwacher und Ex-SP-Nationalrat. Ausgeprägt ist dieser Verdrängungseffekt zum Beispiel im Gastgewerbe: Dort liegt die Arbeitslosenquote derzeit bei 8,4 Prozent, was deutlich über dem gesamtschweizerischen Durchschnitt von 3 Prozent liegt.

Die Personenfreizügigkeit ist nicht nur wegen der erwähnten Folgewirkungen fragwürdig. Ebenso zweifelhaft sind die wirtschaftspolitischen Rettungsringe, die zur Abwendung des Schadens ausgeworfen werden.

Neue Gesetze, mehr Kontrollen

Um die negativen Begleiterscheinungen abzufedern, konnte die Linke Abstriche an der liberalen Schweizer Wirtschaftsordnung durchsetzen. Die Löhne und die Arbeitsbedingungen sollen mit «flankierenden Massnahmen», also Regulierungen, den Marktkräften entzogen werden. Die Linke erpresst die Mitte-Parteien und droht: Ohne neuen Gesetze zum Schutz der Arbeitnehmer werde sie die Weiterführung der Personenfreizügigkeit an der Urne nicht unterstützen.

Die Gewerkschaften nutzen die Nebenwirkungen der freien Zuwanderung aus Europa politisch aus. Im Juni forderte der SGB eine Verschärfung der flankierenden Massnahmen zum freien Personenverkehr – was nicht nur neue Gesetze und mehr Kontrollen, sondern auch mehr Einfluss der Gewerkschaften bedeuten würde. Mitte September verlangte die SP ebenfalls einen Ausbau der flankierenden Massnahmen, vor allem im Hinblick auf die Ausweitung der Personenfreizügigkeit auf das neue EU-Mitglied Kroatien.

Auf dem Immobilienmarkt wollen die Genossen die Folgen der Personenfreizügigkeit ebenfalls mit neuen Gesetzen bekämpfen. Der Mieterverband nutzt, zusammen mit linken Parteien, die Ausdehnung der Personenfreizügigkeit auf Kroatien, um Massnahmen gegen steigende Mietpreise zu fordern. Das Argument: Die Früchte der Personenfreizügigkeit müssten gerechter verteilt werden – mit Eingriffen im Mietrecht zum Beispiel. Die Pensionskassen, so eine Forderung der SP, sollten



Im Konflikt mit der EU: Kanzler Schröder, 2006.

die Gelder in den sozialen Wohnungsbau investieren; das wäre allerdings mit Abstrichen bei der Altersvorsorge verbunden, was wohl zu neuen Vorstössen führen würde.

SP-Nationalrätin Jacqueline Badran möchte den Verkauf von Grundstücken an Personen im Ausland einschränken und damit der Lex Koller zu einer Renaissance verhelfen. Die Chancen, dafür eine Mehrheit zu finden, scheinen nicht schlecht. Denn auch der Bundesrat rühmt jetzt die Lex Koller als ein «wichtiges Instrument», um die überbordende Immobiliennachfrage zu dämpfen. Die Zuwanderung sei vor allem in den Städten ein wichtiger Grund dafür, dass «die Mieten in letzter Zeit trotz historisch tiefer Hypothekarzinsen und grosser Bautätigkeit stark angestiegen» seien.

Während die Schweiz die Marktkräfte an die Kette legt, um die wirtschaftlichen Kosten der Personenfreizügigkeit aufzufangen, strebt die EU mehr und mehr die Schaffung einer Unionsbürgerschaft an. Die Personenfreizügigkeit erhielte damit eine neue Qualität, deren Tragweite – auch für die Schweiz – noch nicht absehbar ist.

Derzeit können nur diejenigen von der Personenfreizügigkeit profitieren, die einen Job haben. Doch die EU will mehr.

Wer EU-Bürger ist, soll nach einer gewissen Frist ein zeitlich unbeschränktes Recht auf Niederlassung in der EU erhalten sowie Sozialleistungen beanspruchen dürfen – so will es das Prinzip der Nichtdiskriminierung. Damit wären der Einwanderung in den Sozialstaat Tür und Tor geöffnet. Die Personenfreizügigkeit würde zum Freibrief, Leistungen zu erschleichen oder auch ganz legal zu bekommen. Steigender Missbrauch und steigender Gebrauch wäre die zwingende Folge. Wer aus einem Tieflohnland in die Schweiz kommt, um zu arbeiten, könnte nach ein paar Jahren Arbeitslosengelder erhalten und hätte Anspruch auf Renten von AHV oder IV.

Wie viel das kosten würde, lässt sich derzeit nicht abschätzen. Aufschlussreich sind aber die Erfahrungen Grossbritanniens. Dort hat die

Freizügigkeit bereits zu enormen Belastungen der Sozialversicherungen geführt. Mehr als 600 000 arbeitslose Migranten aus der EU leben derzeit im Königreich und verursachen allein dem Nationalen Gesundheitssystem (NHS) Kosten von umgerechnet über 2 Milliarden Franken. Seit 2006 sei die Zahl der «nicht-aktiven» EU-Migranten in Grossbritannien um 42 Prozent gestiegen und liege derzeit bei rund 611 000, heisst es in einem Bericht der EU.

Mitunter führt der Brüsseler Drang, Diskriminierungen auf dem Arbeitsmarkt für alle zu beseitigen, zu albernem Vorschriften. Wegen des Prinzips, dass kein EU-Bürger diskriminiert werden soll, darf zum Beispiel niemand, der in einem EU-Land eine Arbeit sucht, zum Erlernen der Sprache gezwungen werden.

Wäre diese Vorschrift lediglich Sache der EU, könnte sich die Schweiz, wo die Integration der Zugewanderten im Vordergrund steht, darüber amüsieren. Das Ausländergesetz fordert deshalb, dass Migranten eine Landessprache erlernen sollen, zumal das auch am Arbeitsplatz Sinn macht.

Jahrelanger Rechtsstreit

Gut möglich, dass der Bundesrat diese Pflicht bald einmal gegenüber der EU verteidigen muss. Was aus der Sicht der Schweiz das Zusammenleben fördern soll, ist für die EU nämlich eine unzulässige Behinderung der Personenfreizügigkeit.

Selbst Deutschland geriet mit der EU in Konflikt, als Altkanzler Gerhard Schröder mit speziellen Massnahmen die Arbeitslosigkeit der über Fünfzigjährigen senken wollte. Im Rahmen der Hartz-Reform liess seine Regierung es zu, die älteren Arbeitnehmer mit befristeten Arbeitsverträgen anzustellen. Die Folge war eine umgehend schwindende Arbeitslosigkeit. Dann allerdings protestierte ein Münchner Anwalt beim Europäischen Gerichtshof. Das Hartz-Gesetz verstosse gegen die Antidiskriminierungsrichtlinie der EU. Die über Fünfzigjährigen sollten nur mit unbefristeten Verträgen angestellt werden dürfen. Schröder pochte darauf, dass die Arbeitsmarktpolitik in der Verantwortung Deutschlands liege. Die EU wiederum behauptete, das sei richtig, aber die Antidiskriminierungsrichtlinie müsse trotzdem berücksichtigt werden. Es entbrannte ein jahrelanger Rechtsstreit. Schliesslich setzte sich die EU durch. Die befristeten Verträge gelten heute als unbefristet.

Stellen wir uns vor, EU-Bürger, die in der Schweiz eine Stelle suchen, aber nicht angestellt werden, protestieren bei der EU und behaupten, sie würden nur deshalb nicht angestellt, weil sie zu alt seien oder aus der EU kämen. Die Schweiz verstosse gegen die Nichtdiskriminierungsklausel.

Mal sehen, ob der Bundesrat und Economie-suisse auf solche Szenarien vorbereitet sind. O

Auf dem roten Strich

Schnellsprecher Philipp Müller steuert die alte FDP auf Öko und EU – alles streng innerhalb «roter Linien». Was bei ihm exakt das Gegenteil heisst: «Ohne Limiten». Von Urs Paul Engeler

Die zwischen EU-Anbetung und landesweiten Niederlagen taumelnde FDP gibt wieder einmal die Wortklauberin. Sie will die Schweiz ökologisch umbauen und der Gerichtsbarkeit des Europäischen Gerichtshofs (EuGH) ausliefern, allerdings mit einer Liste von Vorbehalten, kraftmeiernd und eingängig «rote Linien» genannt. Die wichtigste Schranke, die ein heillos überforderter Präsident Philipp Müller formuliert: Die EuGH-Entscheide sollen für die Schweiz nicht bindend sein, sondern nur empfehlenden Charakter haben. Wer's glaubt, gehört zu den letzten FDP-Wählern.

«Entscheide sind dadurch gekennzeichnet, dass sie die Parteien, die sich an ein Gericht gewandt haben, binden», hielt EuGH-Präsident Vassilios Skouris kürzlich fest. Nach dem Diktat der EU in den Verhandlungen wird auch Herr Müller aus Reinach AG genau diese Meinung vertreten. Die Belege lieferte er selbst. Er hat seine eigenen politischen Marksteine regelmässig verschoben.

Die erste «rote Linie», die Müller plakativ zog, wurde zum Startblock. Ende der neunziger Jahre rannte der damals schnauzbärtige Aargauer FDP-Grossrat mit seiner 18-Prozent-Initiative in die helvetische Politik. Höher dürfe der Ausländeranteil in der Schweiz nicht mehr liegen. Diese Beschränkung, also ereiferte er sich am 14. September 2000 in der «Arena» des Schweizer Fernsehens, sei «das einzige Mittel, um die Zuwanderung in geordnete Bahnen zu lenken». Wenn die Wirtschaft, wie jetzt, boome, stiegen die Ausländerzahlen «raketenmässig» an, mit all den üblen Folgen («Scherbenhaufen!») für die Infrastruktur, die Kriminalität oder die Schulen mit «exorbitanten» Ausländerzahlen, in denen «die Integration auf dem verkehrten Weg läuft».

Als die 18-Prozent-Initiative abgelehnt wurde, verzeichneten die Statistiker bereits einen Ausländeranteil von rund 20 Prozent (1,4 Millionen Eingewanderte, ohne all die Asylanten und die Sans-Papiers). Der Gescheiterte machte national Karriere und zauberte immer frischere ultimative Limiten in die Lüfte. 2005 diktierte er dem *Sonntagsblick*: «Nach 2010 wird die Gesamtbevölkerung nicht mehr wachsen – trotz Freizügigkeit.» Als seine Fehlprognose sichtbar war, erklärte der Wendige 2009 in einem Interview mit dem *Sonntag*, die realen Zuwanderungszahlen seien «politisch brisant». Die Einwanderung habe sich versechsfacht, sei «förmlich explodiert». Bei der Zahl von acht Millionen Einwohnern sei dann für ihn aber die absolute helvetische Schmerzgrenze erreicht.

Als des Müllers letzte Grenze Mitte des letzten Jahres überschritten wurde, flötete er zu seiner aargauischen *Schweiz am Sonntag*, die Zahl sei gar nicht so wichtig: «Es kommt darauf an, ob die Leute in die Gesellschaft und Wirtschaft integrierbar sind.» Derzeit zählt das Land gut 8,1 Millionen Einwohner, wovon 1,86 Millionen Ausländer sind (22,9 Prozent). Im aktuellen FDP-Positionspapier vom Mai 2013 schreibt 18-Prozent-Müller froh: «Kern der Migrationspolitik der FDP ist der Erhalt der Personenfreizügigkeit.»

«Drohende Verneuerung»

Um die Kehrtwende zu kaschieren, verschiebt der populistische Präsident seine allerneueste «rote Linie» nach Süden und färbt sie schwarz ein. Müller zieht sie jetzt bei den Zuwanderern aus Drittstaaten («Kettenmigration!»). Im launigen Gespräch mit guten Kollegen warnt er (stets mit dem feigen Verbot, ihn wörtlich zu zitieren) vor einer «drohenden Verneuerung» der Schweiz. Vor konkreten Massnahmen jedoch duckt sich der medial beliebte Antifrikaner. Müller bleibt Müller.

Bald sitzt sein Feind des Schweizer Finanzplatzes jenseits des Atlantiks: «In Wildwest-Manier drücken die USA, die in Miami eine Oase für südamerikanische Steuerhinterzieher betreiben, Schweizer Banken an die Wand.» Bald sind die hiesigen Banker die Schuldigen: «Die

Meinungen der Banken, die in Amerika Fehler gemacht haben, interessieren mich nicht mehr. Jetzt gibt die vielgescholtene Politik den Takt vor.» Das tönt im Fall des UBS-Chefs Sergio Ermotti dann so: «Ein Arschloch.»

Bei jedem neuen Steuerdiktat der OECD schimpft der selbsternannte Weissgeldstrategie, nun sei das Ende der Fahnenstange aber erreicht – um ein halbes Jahr später der nächsten «allerletzten» Aufweichung des Bankgeheimnisses zuzustimmen. Als Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) Ende letzten Jahres die automatische Lieferung von Bankdaten ins Ausland propagierte, ärgerte Müller sich derart über die Verletzung dieser roten Linie, dass er öffentlich forderte, ihr sei das Steuerdossier zu entziehen: «Ein ungeheuerlicher Vorgang.»

Schon ein halbes Jahr später erklärte er, er sei für den automatischen Informationsaustausch (AIA), wenn dieser zum globalen OECD-Standard werde. Gleichzeitig pusht er die laufende Volksinitiative des SVP-Mannes und Bankers Thomas Matter, die «jeder Person» den Schutz der «finanziellen Privatsphäre» garantieren soll. Offiziell unterstützt er nun die (vormals verräterische) Finanzministerin in ihren neuesten Plänen, gegenüber der EU weitere Steuerkonzessionen zu machen, um den Banken (deren Meinung vormals nicht interessierte) den Marktzugang zu sichern.

Müllers Tanz auf roten Strichlein endet nie. ◦



An der Schmerzgrenze: FDP-Präsident Müller.

Berner Güsel-Wahnsinn, Teil 1

SP-Gemeinderätin Ursula Wyss will neue Millionengebühren für die Abfallentsorgung einführen. Zahlen sollen Läden, Kinos, Veranstalter, ja sogar Hersteller und Importeure von Waren jeder Art. Das bürokratische Ungetüm macht die Bundesstadt noch unattraktiver. *Von Philipp Gut*



Es sollen «einfach möglichst viele etwas zahlen müssen»: Berner SP-Politikerin Wyss.

Die rot-grüne Kapitale, nicht als blitzende Perle der Sauberkeit bekannt, geht bei der Bewirtschaftung ihres Abfallproblems neue Wege. Sie will eine verursachergerechte Gebühr für sämtliche Abfälle einführen, die im öffentlichen Raum entstehen. Für den privaten *Ghüder* bezahlt schon heute jeder Haushalt und Betrieb via Grund- und Sackgebühr.

Die Neuregelung ist umfassend: Sie soll nicht nur für das sogenannte Littering gelten,

also für das achtlose bis absichtliche Wegwerfen von Abfall. Die Gebühr wird auch erhoben für Abfälle, die fein säuberlich und korrekt in öffentliche Eimer entsorgt werden. Dies hat der Gemeinderat, also die Stadtberner Regierung, in der Sitzung vom 12. Juli beschlossen. Er folgt damit einem Antrag von Ursula Wyss, Vorsteherin der Direktion für Tiefbau, Verkehr und Stadtgrün und vormals SP-Fraktionschefin im eidgenössischen Parlament.

Der erfolgreiche Vorstoss wiederum stützt sich auf Empfehlungen einer Studie, die das Gerlafinger Dienstleistungsbüro Neosys AG («Mit allen Werkzeugen der Nachhaltigkeit für Sie da!») erstellt hat. Deren Inhalt birgt, in bürokratisch-technische Sprache verpackt, eine kleine Revolution. Die Finanzierung der Abfallentsorgung im öffentlichen Raum soll komplett neu aufgezogen und auf das Gewerbe – und letztlich die Konsumenten – abgewälzt werden. Dabei geht es um Millionen von Franken. Einzelne Betriebe müssen mit Mehrkosten von Zehntausenden von Franken rechnen (wir kommen darauf zurück).

Bundesgericht liefert Schützenhilfe

Die Strategen der neuen Gebühr stützen sich auf ein Urteil des Bundesgerichts vom 21. Februar 2012. Darin machen die Lausanner Richter eine abfalljuristische Kehrtwende. Bisher folgten sie der sogenannten Unmittelbarkeitstheorie. Das heisst: Als Verursacher von Abfall kann nur gelten, wer diesen tatsächlich selber weggeworfen oder entsorgt hat.

Doch von diesem präzisen, zurechenbaren Verursacherbegriff rückt das Bundesgericht in seinem jüngsten Entscheid zum Thema ab. Laut Höchstgericht können neuerdings auch Verkaufsläden und sogar «Hersteller und Importeure von Produkten» zur Entsorgungsförderung beigezogen werden.

Befeuert durch diese richterliche Schützenhilfe, will die Berner Regierung die Gebührenpflicht jetzt grossflächig ausweiten. Bis anhin scheiterte der finanzielle Rückgriff nämlich

Auswertung verursachergerechtes Umlagemodell

	Kostenanlage total, nach Entlastung	Anteil Stadt am Verursacher	Verkäufer / Vertreiber	Verursacher von Präsenz	Verursacher von Präsenz Stadt	Belastung Durchschnittsbetrieb	Anzahl Betriebe
Vertrieb Gratisanzeiger	264'545		0			0	0
Verteiler v. gedruckter Werbung	114'000		114'000			4'385	26
Kioske	475'059		475'059			16'418	64
Quartierläden	157'031		157'031			2'418	65
Lebensmittelläden ohne Takeaway	322'759		322'759			10'240	32
Lebensmittelläden mit Takeaway	303'631		303'631			28'917	11
Tankstellenshops	122'895		122'895			6'776	14
Bäckerei / Metzgerei / Tearoom	366'442		366'442			5'235	70
Fastfood	411'109		411'109			8'222	50
Bars, Rest. Mit Verkauf über die Gasse	84'811		84'811			840	100
Automaten (Selecta ...) freistehend	195'094		195'094			1'951	100
Pizzakurier, Hauslieferdienst	31'389		31'389			897	35
Einkaufszentren	210'267	0,00		210'267	0	210'267	1

Abfalljuristische Kehrtwende: Berechnung der neuen Abfallgebühren.

daran, dass die Verursacher «nicht greifbar» waren. Die Staatskontrolleure können schlicht nicht feststellen, wer etwa eine leere Flasche oder eine Bananenschale entsorgt, ohne hinter jeden Güsel-Eimer einen Polizisten zu stellen.

Wyss erfindet den «Präsenzverursacher»

Weil beim «Primärverursacher» also nichts zu holen ist, haben die findigen Geldeintreiber neue Kategorien von Gebührenzahlern geschaffen. Sie nennen sie «sekundäre Verursacher» sowie – Achtung, Wortneuschöpfung – «Präsenzverursacher». Das Motiv dieser Gebührenoffensive legt die Auftragsstudie offen: Es sollen «einfach möglichst viele etwas zahlen müssen».

Zu diesen «vielen» gehören etwa Läden, die Waren verkaufen, welche Abfall generieren. Also praktisch alle. «Verursacher» ist demnach nicht mehr (nur), wer eine Zigarette in einen öffentlichen Aschenbecher steckt, sondern (auch), wer Zigaretten verkauft. «Der Verkauf [...] steht in einer klaren Kausalkette zur Entstehung des Zigarettenabfalls im öffentlichen Raum», so die Logik von Ursula Wyss.

Eine zweite neue Geldquelle kreierte die SP-Politikerin mit dem «Präsenzverursacher». Dahinter steht dieselbe Überlegung wie beim Rückgriff auf Handel und Verkauf: Wenn man den eigentlichen Verursacher nicht packen kann, sollen andere herhalten. Mit «Präsenzverursachern» sind Organisationen, Veranstalter oder auch öffentliche Anlagen gemeint, die Leute anziehen. Das können Märkte sein, Einkaufszentren, Restaurants, Parks, Kinos und so weiter. Also letztlich alles, was die Stadt in irgendeiner Form attraktiv macht.

Die Liste der neuen Gebührenzahler ist lang. In die erste Kategorie («sekundäre Verursacher») fallen die Vertreiber von Gratiszeitungen, Kioske, Quartierläden, Lebensmittelgeschäfte, Takeaways, Tankstellenshops, Bäckereien, Metzgereien et cetera. Zur zweiten Gruppe («Präsenzverursacher») zählen Wochen-, Floh- und Büchermärkte, Events, Restaurants, Hotels, Bars, Nachtlokale, Kinos, Schulen oder Firmen «ohne interne Verpflegung», um nur einige zu nennen.

28 917 Franken pro Betrieb

Auch darüber, wie hoch die Gebühr für die einzelnen Betriebe ausfällt, hat das Wyss-Departement bereits genaue Vorstellungen entwickelt (ohne dass Bürger und Betroffene bislang darüber informiert worden wären).

In Planung sind zwei Modelle, wobei die Verfasser der Auftragsstudie offenbar jenes favorisieren, bei dem die Gruppe mit den tiefsten Gebühren («Bagatell-Verursacher») wegfällt. Aufgrund dieser Berechnungen müssen etwa die Kioske auf Berner Stadtgebiet neue Gebühren im Umfang von 475 059 Franken bezahlen (siehe Ausriss). Pro Kiosk macht das den stolzen Betrag von 7423 Franken.

Auch die Berner Fast-Food-Läden werden kräftig zur Kasse gebeten. Sie müssen insgesamt 411 109 Franken abliefern, was das einzelne Lokal im Durchschnitt 8222 Franken kostet. Der durchschnittliche Lebensmittelladen (ohne Takeaway) zahlt 10 246 Franken. Und Lebensmittelläden mit Takeaway werden sogar mit 28 917 Franken belastet – pro Betrieb.

Berechnet werden die Abgaben mit einer hochkomplizierten Formel («Gebühr = Bemessungsgrundlage × Intensitätsfaktor × Entlastungsfaktor × Tarif»). Trotz dieser mathematisch anmutenden Genauigkeit ist es mit der Objektivität oder gar Gerechtigkeit der

Man kann nicht hinter jeden Abfalleimer einen Polizisten stellen.

Gebührenerfassung nicht so weit her. «Für die Wahl eines «Verteilschlüssels der Verantwortlichkeit» unter den Verursacherklassen gibt es keine wissenschaftlich-technischen Begründungen», geben die Studienautoren zu.

Zwar will die Regierung die Gebühren nicht höher ansetzen, als es die Unternehmen ökonomisch verkraften können. Doch der Bericht konzidiert auch hier: «Für die wirtschaftliche Tragbarkeit gibt es kein absolutes Mass.» Viel werde davon abhängen, «ob die durch die Gebühr auferlegten Belastungen auf die Konsumenten der Ware beziehungsweise der Veranstaltungen übertragen werden können».

Hauptsache, es kommt am Ende der Betrag herein, den sich die staatlichen Sozialingenieure ausgerechnet haben. Ob dafür die Unternehmen bluten oder die Bürger und Konsumenten – das ist Wyss und ihren mehrheitlich rot-grünen Regierungskollegen offensichtlich egal. Sie nehmen in Kauf, dass die Bundesstadt wirtschaftlich noch unattraktiver wird.

Doch die Berner Obrigkeit will selbst auswärtige Unternehmen abschöpfen, wie sie am Beispiel der Gratisblätter demonstriert. «Der Fall der Gratiszeitungen ist insofern speziell, als dass diese eigentlich Produzenten sind, die ausserhalb von Bern operieren und Gebührenrechnungen der Stadt im Prinzip ignorieren könnten», heisst es in der erwähnten Auftragsstudie. In den bereits bestehenden Konzessionsverträgen bestehe «aber ein Hebel, um diese Produzenten zu bewegen, eine Abfallgebühr zu bezahlen». Hat da jemand Erpressung gesagt?

Ob die Güsel-Rechnung der Regierung aufgeht, bleibt abzuwarten. Gegen die Anwendung des Verursacherprinzips ist grundsätzlich nichts einzuwenden. Doch lohnt sich der enorme bürokratische Aufwand wirklich? Es braucht ein neues Kataster sämtlicher «Verursacher», wobei jeweils die individuelle Gebühr festgelegt wird, mittels aufwendiger Datenerhebungen und komplizierter Berechnun-

gen. Je nach Modell müssen jährlich 1880 oder 7300 Einzahlungsscheine verschickt werden.

Juristisch «schwer belegbar»

Es bleiben juristische und politische Unwägbarkeiten. Falls dereinst das Referendum gegen die neue Gebührenordnung ergriffen werden sollte, können die Stimmbürger an der Urne darüber befinden.

Auch ein juristischer Rekurs könnte erfolgreich sein, vor allem dann, wenn er sich gegen die finanzielle Abschöpfung der «Präsenzverursacher» wendet. «Die Mehrheit der am Projekt beteiligten Juristen sieht diesen Kausalzusammenhang [zwischen «Präsenzverursacher» und Entsorgungsakt, die Red.] als schwer belegbar an», weiss man auch in der Direktion Wyss.

PS: Während die Stadtoberen fieberhaft neue Abgaben ersinnen, warten zahlreiche Berner Hausbesitzer noch immer auf die Rückerstattung eines Teils der Kehrrichtgrundgebühr, für die sie jahrelang zu viel bezahlt haben. Kürzlich wurde den Betroffenen eine erneute Verzögerung angekündigt. Sie werden ihr Geld wohl erst im Jahr 2014 wiederhaben.

Nächste Ausgabe: Wie Ursula Wyss die Bundesstadt umbauen und das Gewerbe weiter belasten will.

Pensionierung

- Wie spare ich Steuern?
- Wie sichere ich mein Einkommen?
- Wie regle ich meinen Nachlass?

Sprechen Sie mit uns und überzeugen Sie sich von unserer Expertise. Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

Tel. 044 207 27 27 (Hauptsitz)

www.vermoegenszentrum.ch

VZ VermögensZentrum



Antworttalon

Ja, ich habe Fragen zur Pensionierung.

- Rufen Sie mich an für ein kostenloses Gespräch.
- Senden Sie mir Ihre Unterlagen.

Vorname/Name

Jahrgang

Strasse

PLZ/Ort

Tel. (tagsüber)

Talon bitte einsenden an unseren Hauptsitz:

VZ VermögensZentrum, Beethovenstrasse 24, 8002 Zürich



Spas machte das trotzdem nicht: neunjährige Zoë Jenny.

In den Fängen der Weltverbesserer

Die Freie Volksschule Basel (FVB) war eine jener reformpädagogischen Schulen, wie sie im Zuge der links-grünen Bewegung der achtziger Jahre Mode waren. Von 1982 bis 1984 war ich Schülerin der FVB. Beim Eintritt war ich acht Jahre alt. *Ein Rückblick von Zoë Jenny*

Erfolgsdruck und Noten gab es nicht. Mehr oder weniger konnte jeder tun, was er wollte. Spas machte das trotzdem nicht. So begann ein Spaziergang im Wald zum Beispiel mit dem Hinweis, dass wir gut hinhören sollten, denn vielleicht würde schon bald kein einziger Vogel mehr zwitschern. Monatelang war das Thema Waldsterben an der Tagesordnung. Mit neun Jahren war ich überzeugt, dass es irgendwann, wenn ich gross sein würde, auf dieser Welt keine Bäume mehr geben werde.

Warum konnte man uns nicht auf die Schönheiten der Natur hinweisen und uns auf diese Weise Respekt vor der Umwelt beibringen? Stattdessen wurde uns auf penetrant indoktrinierende Weise eine links-grüne Ideologie eingehämmert nach dem Motto: «Die Welt ist ein ziemlich beschissener Ort, und wenn wir nicht alles in unserer Macht Stehende tun, wird es noch beschissener.» Aus der Sicht der Weltverbesserer ist das Böse immer woanders. Im Kapitalismus, in der freien Marktwirtschaft, in den Atomkraftwerken. Ich war umzingelt von Rettern und Augenöffnern. Die Lehrer rannten in Latzhosen und mit Stirnbändern herum, und von überall her lachte mich die rote Sonne des «Atomkraft? Nein danke»-Ansteckers an. Doch so harmlos, wie alle aussahen, waren sie leider nicht.

So fand es zum Beispiel niemand störend, dass ein Lehrer, der toll Gitarre und Mundharmonika

spielen konnte und jeden Morgen aus vollem Halse «Kumbaya» sang, den Mädchen im Unterricht in den langen Haaren wühlte oder während des Schulausflugs ins Badezimmer reinkam und uns beim Abtrocknen half. Man war ja tolerant. Befreit von Scham. Grenzenlos. Am liebsten hatte man damals die Kinder wie auf den Bildern von David Hamilton. Unbeschwert und nackt. Die Wände in den WG und Kommunen waren damit tapeziert. Kinder waren allzeitig zur Verfügung stehende sexuelle Projektionsflächen. Niemand störte sich daran. Das war der links-grüne Mainstream, der Zeitgeist, dem weite Teile der Gesellschaft zustimmten. Im Zuge der sexuellen Revolution wurden die Erwachsenen vor allem von einem befreit: ihrer Verantwortung.

Thema Selbstbefriedigung

Nach einem Schulausflug kamen wir auf dem Rückweg an einem Kiosk vorbei, ein paar Kinder wollten dort Bazooka kaufen, Kaugummi. Der Kiosk verkaufte auch pornografische Magazine, die Fotos waren gut sichtbar ausgehängt. Ein paar kicherten über einen Mann, der die Hand tief im offenen Hosenschlitz hatte. Schon waren die Lehrer im Anmarsch und zogen uns schnell fort. Sie waren über den Vorfall hell begeistert. Sie hatten neuen Unterrichtsstoff. Zurück im Klassenzimmer, mussten wir im Kreis auf dem Boden sitzen. Thema: Selbstbefriedigung. Wir

sollten der Reihe nach darüber Auskunft geben, wie wir uns selber befriedigten. Die Ältesten waren gerade mal neun Jahre alt. Wir wurden genötigt, über etwas Intimes zu sprechen, das wir noch nicht mal kannten. «Ich bohre gerne in der Nase», sagte schliesslich ein Mädchen. Ende der Diskussion. Sichtlich enttäuscht, stellten die Lehrer fest, dass wir längst nicht so sexualisiert waren, wie sie es sich erhofft hatten.

«Ist doch interessant, mal schauen, wie sie reagieren», solche oder ähnliche Sätze müssen dem Unterricht vorangegangen sein. Im Vordergrund standen die Interessen und der Voyeurismus der Erwachsenen.

In den links-grünen Kommunen der siebziger und achtziger Jahre lebten Kinder hochgefährlich. Denn «frei» fühlten sich vor allem die Erwachsenen, die in einer falsch verstandenen Liberalität sämtliche Grenzen überschritten.

Das zeigte sich auch darin, dass wohl keine andere Generation in der Geschichte so offen und bedenkenlos vor den Augen von Kindern Drogen konsumierte. Zwei Mitschüler, ein Geschwisterpaar, lebten in einer alternativen Kommune auf einem Bauernhof etwas ausserhalb von Basel. Ich war dort hin und wieder zu Besuch. Noch gut erinnere ich mich an den omnipräsenten Geruch von Marihuana im Haus. Einmal spielte ich mit einer jungen Frau, einer Mitbewohnerin, «Vier gewinnt». Es war langweilig, sie war so wegge-

treten, dass ich immer gewann. Eine Woche später war sie tot. Die Geschwister erzählten mir, wie sie ihre Leiche fanden, als sie am Morgen in ihr Zimmer gingen, um die junge Frau zum Frühstück zu holen. Sie hatte sich den goldenen Schuss gegeben. In der Schule wirkten die Geschwister verstört. Doch im Unterricht redete man nicht darüber. Wie sollte man Achtjährigen auch Heroinleichen erklären? Da redete man dann doch lieber über den sauren Regen.

Ausgerechnet in diesem Chaos, in einer Zeit allgemeiner Besinnungslosigkeit, wurde der Gutmensch geboren, der sich bis heute auszeichnet durch ein pathologisch gutes Gewissen.

Im Rausch angeblicher Befreiung war alles okay, nichts verboten und alles möglich – auch sexueller Missbrauch von Kindern. Dank den links-grünen Politikern war der ideologische Nährboden gelegt. Die Vermutung liegt nahe, dass in einer Zeit, in der sich Pädophile frei wie nie ausleben und sich ihren Gefühlen ungehindert hingeben konnten, Übergriffe flächendeckend stattgefunden haben.

Doch die Mehrheit der Opfer bleibt stumm. Bis an ihr Lebensende. Es gehört zur Perfidität und Gemeinheit sexuellen Missbrauchs, dass es einer ausserordentlichen Überwindung bedarf, den Mund aufzumachen. Zu überwältigend ist der Ekel, zu gross die Scham. Denn ein Opfer sexuellen Missbrauchs möchte vor allem eines: vergessen. Dieser Umstand spielt den Tätern in

die Hände. Die allerwenigsten werden je zur Rechenschaft gezogen. Sie bleiben frei. Für immer. Den Grünen ist es zu verdanken, dass Umweltschutz auf politischer Ebene ein Thema wurde. Gleichzeitig haben sie mit ihrer Forderung, Pädophilie zu legalisieren, einem Verbrechen Tür und Tor geöffnet. Sie zeigten Respekt vor Bäumen, doch Kinder waren Experimentiermaterial, Spielzeug, mit dem man machen konnte, was man wollte. Dieser Widerspruch ist unerträglich. Dem zugrunde liegt eine fundamental verlogene Weltsicht. Die Masken fallen mit der kühlen Logik, mit der ein Kartenhaus einstürzt.

Besessen vom Spiegelbild

Die erste Aussage des deutschen Spitzenpolitikers der Grünen, Jürgen Trittin, die Sache liege doch schon «fast über ein Vierteljahrhundert» zurück, ist ein weiterer Schlag ins Gesicht für all jene, die damals Missbrauch erleben mussten. Denn für ein Opfer sexueller Gewalt dauert ein Vierteljahrhundert vielleicht nur gefühlte fünf Minuten. Der Umgang mit dieser Schande ist ein Skandal für sich.

Dabei glaubt man, doch alles richtig zu machen: husch husch, schnell ein paar Wissenschaftler herholen. Die werden es mit ihren Studien schon richten. Die Aufarbeitung würde aber ganz woanders anfangen. Wie wäre es mit konkreter Reue, mit Opferhilfe? Aber das hat man ja nicht gelernt. Die Vorstel-

lung, dass man an dem Schlechten in der Welt auch selber schuld sein könnte: Es übersteigt das geistige Fassungsvermögen der Gutmenschen, dass sie vielleicht in Wahrheit gar nicht so gut sind. Die Weltverbesserer sind vor allem eines: lernresistent. Lieber zeigt man sich empört wie die deutsche Grünen-Chefin Claudia Roth, die allen Ernstes zurückmaulte, dass man ihrer über alles erhabenen Partei, die sich nach wie vor als Retterin der Welt versteht, sicher nichts über Moral erzählen müsse. Klar, denn das Böse und Monströse ist ja immer woanders. In der Psychologie nennt man das: Projektion. Im Extremfall gipfelt es in der Metapher des Narziss, der selbstverliebt in sein eigenes Spiegelbild ins Wasser starrt – und dabei ertrinkt. Die Grünen sind geradezu besessen von ihrem Spiegelbild.

Latzhose und Stirnband wurden gegen Hemd und Krawatte ausgetauscht, doch die Weltsicht und die selbstgefällige Arroganz sind dieselben geblieben: ein Vierteljahrhundert später und keinen Schritt weiter. Die FVB wurde nur wenige Jahre später wegen «interner Krisen» geschlossen, das Schulgebäude abgerissen. Zwei Jahrzehnte später an einem Klassentreffen war kein einziger Lehrer zugegen. Ratlos sass man am Tisch. Allesamt waren sie entweder ausgewandert, verstorben oder unauffindbar. Als hätten sie sich aus dem Staub gemacht.

Im September erschien Zoë Jennys neues Buch «Spätestens Morgen». Frankfurter Verlagsanstalt. 124 S., Fr. 28.90

Sympany entlastet ihre Versicherten mit 21 Millionen Franken.



Offerte verlangen und profitieren:
0800 455 455
www.sympany.ch/profitieren

Das Leben sollte wieder einfacher werden.

Sympany Kunden profitieren doppelt: Überschüsse aus den Spitalzusatzversicherungen zahlen wir ihnen aus. Zusätzlich senken wir die Prämien für Spitalzusatzversicherungen auf 2014 erneut, nach 2012 zum zweiten Mal. 21 Millionen Franken fliessen so insgesamt an unsere Versicherten zurück. www.sympany.ch

 **sympany**
versicherungen

Die Unia droht, behindert, nötigt

Die Unia legt eine SBB-Baustelle lahm und verlässt den Boden der Legalität. Die vor zehn Jahren entstandene Grossgewerkschaft verabschiedet sich zusehends von der traditionellen Sozialpartnerschaft. Ihre draufgängerischen Methoden erinnern an südeuropäische Syndikate. *Von Florian Schwab*



«Hier kommt ihr nicht durch»: SP-Ständerat Rechsteiner an der Unia-Blockade in Baden-Dättwil.

Im Zürcher Volkswirtschaftsdepartement fiel man letzten Donnerstag aus allen Wolken: Sollten bis am Montag die Probleme auf einer SBB-Baustelle unter der Löwenstrasse nicht behoben sein, werde sie «von der Unia geschlossen», drohte die Gewerkschaft in einer Medienmitteilung. Darin warf sie den SBB und dem kantonalen Amt für Wirtschaft und Arbeit (AWA) vor, auf der Baustelle seien polnische Scheinselbstständige in der Brandschutzisolierung tätig, für die der Mindestlohn nicht gelte.

Die SBB teilt mit, sie habe bis am vergangenen Montag alle auf der Baustelle tätigen Unternehmen aufgefordert, die Einhaltung der gesetzlichen Lohn- und Arbeitsbedingungen erneut zu bestätigen. Diese Bestätigungen seien fristgerecht eingereicht worden.

Trotzdem hat die Unia am Dienstag durchgesetzt, dass alle Brandschutz-Arbeiter zu Hause blieben. Den Fortgang der Arbeiten will

sie mit allen Mitteln verhindern, bis Lohnforderungen im Umfang von mehreren hunderttausend Franken bezahlt seien.

Mit der teilweisen Schliessung der Baustelle verlässt die Unia den Boden des Gesetzes. Sie hat sich nämlich im Gesamtarbeitsvertrag des Isoliergewerbes zur «absoluten Friedenspflicht» bekannt. Dieses Versprechen bricht sie nun. Für den Zürcher Unia-Chef Roman Burger ist dies kein Problem: An einer Medienorientierung bezeichnete er die Frage, ob die Unia die Baustelle aus rechtlicher Sicht überhaupt schliessen darf, als «semantisch».

Dabei ist die Rechtslage eindeutig: Das Entsendegesetz regelt das Vorgehen beim Verdacht auf Scheinselbstständigkeit. Zunächst muss die zuständige paritätische Kommission (PK), bestehend aus Arbeitgeber- und Arbeitnehmervertretern, den Sachverhalt abklären. Im Isoliergewerbe leitet der Unia-Mann Rolf

Frehner diese Kommission. Die PK beauftragt die Arbeitskontrollstelle im Kanton Zürich (AKZ) mit den Kontrollmassnahmen. Auch in der AKZ ist die Unia dabei. Frehner, dessen PK durch das Vorpreschen der Unia-Freunde übergegangen wurde, sieht tatenlos zu. Er lässt eine Anfrage unbeantwortet.

Erst nach einer offiziellen Meldung durch die AKZ kann das Amt für Wirtschaft tätig werden und die betreffende Firma sanktionieren. Dabei muss es sich an rechtsstaatliche Grundsätze halten und darf die Baustelle nicht sofort willkürlich schliessen, wie die Unia es mit einer überaus sportlichen Frist von drei Werktagen forderte.

Unia-Sprecher Lorenz Keller rechtfertigt sich mit Hinweis, die Fälle seien «eindeutig». Zudem sei das AWA schon seit dem 7. Oktober von der AKZ über die Zustände ins Bild gesetzt worden. Als Beleg legt die Unia ein Formular vor, in welchem ein AKZ-Kontrollleur bei einem polnischen Arbeiter das Fehlen von Dokumenten feststellt. Auf dem Verteiler ist auch das Amt für Wirtschaft und Arbeit vermerkt. Allerdings bestätigen sowohl die AKZ als auch das AWA, dass das Formular erst am vergangenen Montag den Weg zum Amt fand — nach dem Ultimatum der Unia. Die Gewerkschaft behauptet dagegen, das AWA habe wochenlang geschlafen. «Was die Meldung an unser Amt betrifft, so verbreitet die Unia die Unwahrheit», sagt Peter Meier, Leiter Arbeitsbedingungen. Die beteiligten Firmen betonen, dass die Unia das Gespräch nicht gesucht habe, sondern sofort zum medialen Vorschlaghammer gegriffen habe.

Es ist nicht das erste Mal, dass es die Unia mit Recht und Gesetz nicht so genau nimmt. Ein jüngeres Beispiel, das für die Angestellten ein bitteres Ende nahm, ist der Streik, den die Unia im letzten Juni in einem Tankstellenshop im aargauischen Baden Dättwil orchestrierte. Die Gewerkschaft war mit Dutzenden inländischen und ausländischen Mitgliedern und Sympathisanten angerückt. Gemeinsam mit den streikenden Angestellten blockierte sie das Gelände der Arbeitgeberin, der Firma Spar. Als andere Mitarbeiter, von der Unia als «Streikbrecher» beschimpft, den Tankstellenshop wieder in Betrieb nehmen wollten, gab der schreiende Mob den Weg nicht frei. In vorderster Reihe standen nicht die betroffenen Mitarbeiter, sondern Unia-Funktionäre. «Hier kommt ihr nicht durch», beschieden sie den arbeitswilligen «Streikbrechern». Gegenüber *Blick-TV* rechtfert-

tigte Unia-Mann Pascal Pfister die krawallhaften Szenen: Spar habe schliesslich damit gedroht, die Streikenden zu entlassen.

Am 6. Juni stellte das Bezirksgericht Baden in einer superprovisorischen Verfügung fest, dass die Aktion rechtswidrig war. Trotzdem erschien am 9. Juni zum «Streikfest» auf dem blockierten Gelände allerlei Gewerkschaftsprominenz. Gewerkschaftsbund-Präsident Paul Rechsteiner, als gewählter SP-Ständerat rechtsstaatlichen Prinzipien verpflichtet, trat als Redner auf. Gegenüber der *Weltwoche* wollte er zu dem heiklen Auftritt nicht Stellung nehmen.

Doch die Unia überspannte den Bogen: Die zehn Angestellten, die sich bis zum Schluss an der Blockade beteiligt hatten, wurden fristlos entlassen. Die geplante Ausweitung auf das gesamte Unternehmen blieb aus, geschweige denn auf die ganze Detailhandelsbranche, eine der erklärten «Aufbau-Branchen» der Unia, wo sie sich in Zukunft stärker etablieren möchte.

Erfolgreicher war die Unia einen Monat später, beim Gärtner-Streik im Kanton Schaffhausen. Monatelang hatte sie auf Gartenbaustellen gezielt die Mitarbeiter aufgewiegelt, um schliesslich Anfang Juli acht Betriebe lahmzulegen. Anders als in den Fällen SBB und Baden Dättwil hütete sich die Gewerkschaft, die Legalität zu verlassen. Berichtet wird aber von massivem Druck, mit dem die Gewerkschaft die

Gärtner zur Teilnahme bewegte. Lehrlinge wurden während der Lehrabschlussprüfung zu Hause abgefangen, arbeitswillige Gärtner von aufmarschierenden Unia-Leuten ebenfalls zu Hause eingeschüchtert und mit Drohungen am Arbeiten gehindert. Unia-Streikführer Simon Wunderli bestätigte gegenüber Radio Munot, dass die Unia die Gärtner zu Hause aufsuchte – als sei dies eine Selbstverständlichkeit.

In einem Fall betraten die Gewerkschafter spät abends das Grundstück eines zunächst nicht streikwilligen Lehrlings und verwickelte diesen in lange Gespräche. Der Jugendliche fühlte sich so unter Druck gesetzt, dass er

Lehrlinge wurden zu Hause abgefangen, arbeitswillige Gärtner eingeschüchtert.

schliesslich ebenfalls die Arbeit niederlegte. Die 160 Franken Streikgeld, die Unia-Mann Burger pro Tag auszahlte, waren dem Lehrling ein zusätzlicher Anreiz.

Schliesslich kapitulierten die Schaffhauser Gartenbau-Unternehmen. Sie akzeptierten die Unia als Vertragspartnerin und gewährten den Angestellten eine Lohnerhöhung. Im Kanton Schaffhausen, wo die Konkurrenz aus Deutschland spürbar ist, könnte das für etliche Betriebe existenzbedrohend werden.

Beobachter der Gewerkschaftsszene stellen eine zunehmende Radikalisierung fest, seit die Unia 2004 als Grossgewerkschaft aus etlichen kleineren Vorgängerorganisationen gegründet wurde. Beat Kappeler, früher während fünfzehn Jahren Sekretär des Schweizerischen Gewerkschaftsbunds und heute ein liberaler Publizist, spricht von einem Mentalitätswandel, den die Unia zu verantworten habe. «Im deutschsprachigen Raum, in den Niederlanden oder in Skandinavien suchen die Gewerkschaften mit den Unternehmern traditionell die Win-win-Situation», sagt Kappeler. In südeuropäischen Ländern sei das anders. «Dort herrscht die Haltung: <Was der Firma schadet, ist gut für die Mitarbeiter.> Die Folge sind dysfunktionale Sozialpartnerschaften.» Dass sie damit der Wirtschaft Schaden zufügten, sei für die dortigen Gewerkschaften unerheblich, meint Kappeler.

Die aggressive Gangart der Unia, mit der sie oftmals den Boden der Legalität verlässt, erinnert an radikale italienischer Gewerkschaften, mit denen bereits die Unia-Vorgängerorganisation Gewerkschaft Bau und Industrie intensiv zusammenarbeitete. Zufall oder nicht: Fünf von neun Mitgliedern der Unia-Geschäftsleitung haben einen italienischen Pass, darunter die beiden Co-Präsidenten Renzo Ambrosetti und Vania Alleva. «Die Italo-Connection hat sich nach der Fusion durchgesetzt», bilanziert ein ehemaliger Unia-Mann. ○



FM 93.6
RADIO DIE WELTWOCH

ROGER G E G E R ROGER



ZWEI STANDPUNKTE, ZWEI MEINUNGEN.

LIVE AUS DEM ROMANTIK SEEHOTEL SONNE, SEESTRASSE 120 IN KÜSNACHT

4. NOVEMBER 2013 · 18:00 BIS 18:50 UHR · TÜRÖFFNUNG 17:00 UHR

EINTRITT NUR MIT ANMELDUNG UNTER TICKETS@RADIO1.CH (PLATZZAHL BESCHRÄNKT).

sonne
Romantik Seehotel
Küsnacht am Zürichsee



Gleichheit macht glücklich. Wirklich?

Die Schweizer steigern ihre Zufriedenheit, wenn sie eine Begrenzung der Löhne erzwingen: Dies behauptet ein britischer Wissenschaftler im Abstimmungskampf um die «1:12»-Initiative. Gleichheit mache glücklich, sagt der von links angehauchte Gesundheitsforscher. Stimmt das? *Von Markus Schär*



Ungleichheit kann Ihre Gesundheit gefährden.

Wenn die Schweizerinnen und Schweizer am 24. November die Volksinitiative «für gerechte Löhne» annehmen, dann stimmen sie damit für das Glück. Eine Schweiz, in der niemand mehr verdient als das Zwölfwache der am schlechtesten bezahlten Kollegen im Unternehmen, freut sich mehr am Leben, schafft mehr Innovation, zählt weniger Kriminelle oder Depressive und leidet weniger an Kindsmisshandlung, Ehekrach und Übergewicht. Dieses Wunder versprechen nicht die Jungsozialisten oder die Gewerkschafter, die im Kampf ein taktisches Verhältnis zur Wahrheit pflegen, sondern renommierte Wissenschaftler. Also muss es eintreffen: «Schweizerinnen und Schweizer, wählt das Glück!»

Der 70-jährige Epidemiologe Richard Wilkinson, in einer englischen Quäkerfamilie aufgewachsen und an der marxistisch imprägnierten London School of Economics

ausgebildet, setzte sich zeit seines Wissenschaftler-Lebens nur mit einem Thema auseinander: dem Einfluss der Ungleichheit auf die Gesundheit. 2009 gab er zusammen mit der Epidemiologin Kate Pickett die Summe seiner Arbeiten heraus: «The Spirit Level». Worum es geht, erklärt der Titel der deutschen Ausgabe einfach: «Gleichheit ist Glück. Warum gerechte Gesellschaften für alle besser sind».

Als Sozialist kann sich Richard Wilkinson natürlich daran erinnern, dass Gleichheit, totalitär durchgesetzt, im real existierenden Grossversuch das Glück der Menschen nicht eben steigerte. Und er muss selbstverständlich auch anerkennen, dass es am wenigsten Gesundheit und Glück gibt, wo alle Menschen unter der gleichen Armut leiden. Deshalb legte das Wissenschaftlerpaar einen Wert fest, bis zu dem ein wachsendes Einkommen die Wohlfahrt hebt: Es ist ganz zufällig das Ni-

veau von Kuba. Darüber aber, bei den 23 reichen Demokratien, die Wilkinson und Pickett vergleichen – ohne Staaten aus dem ehemaligen Ostblock, die ein Übermass an Gerechtigkeit genossen –, gilt durchwegs: je mehr Gleichheit, desto mehr (Glück, Geist) oder weniger (Krankheit, Kriminalität, Konflikte).

Gleichmacher Staat

Der ideale Missionar für die gleichmacherische «1:12»-Initiative also! Juso und Unia führten Richard Wilkinson deshalb diesen Monat auf einer Schweizer Tournee vor. Und er sagte in den Diskussionen und Interviews, was sich die Abstimmungskämpfer von ihm versprochen. «Momentan herrscht ein Lohnmodell, in dem der Firmenchef 200-mal mehr verdient als der Mitarbeiter mit dem tiefsten Lohn. Das ist ein ziemlich übler Weg, um jemandem mitzuteilen, er sei wertlos», behauptete der Wissenschaftler ohne weiteren Beleg in der *Wochenzeitung*. Er betonte deshalb in der *Aargauer Zeitung*: «Unsere Erkenntnisse gelten auch für die Schweiz: Mehr Gleichheit führt zu mehr Wohlstand [gemeint war wohl: mehr Wohlfahrt, d. Red.]. 1:12 wird die Schweizer glücklicher machen.»

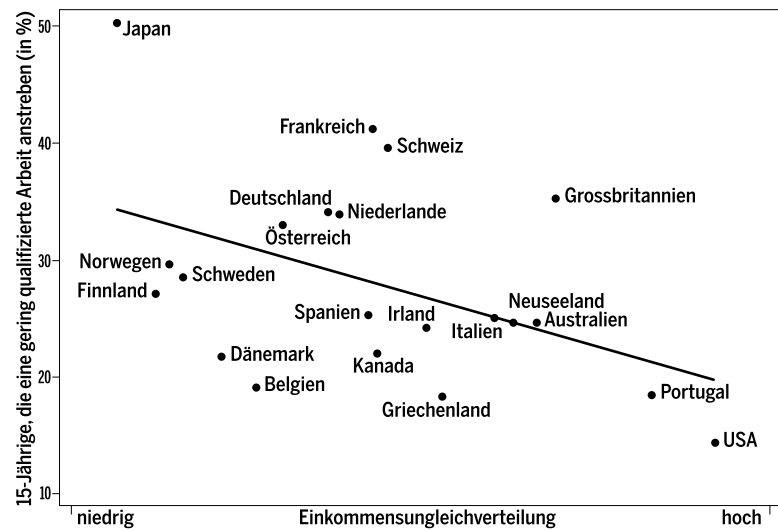
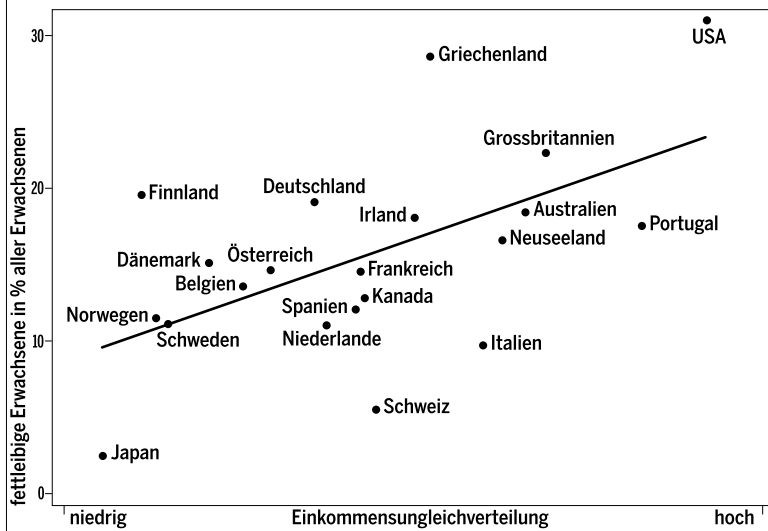
Der grosse Gleichmacher bewährt sich aber als Missionar nicht nur für die Volksinitiative, sondern für das Evangelium der Linken überhaupt: Die Präsidenten von SPS und SGB, Christian Levrat und Paul Rechsteiner, predigen mit ihren Parteigenossen und Gewerkschaftskollegen unermüdlich, die Schweiz müsse wieder gleicher, also gerechter werden.

Die dunkle Seite der menschlichen Natur

Ihr wichtigstes Sprachrohr ist Bundesrat Alain Berset (SP). Der Sozialminister spricht, sorgfältig mit seinem Freund Levrat abgestimmt, mit Vorliebe über den Zusammenhalt als Grundlage des Erfolgsmodells Schweiz. So sagte er im Juni beim Swiss Economic Forum: «Inzwischen herrscht ein breiter Konsens, dass nur jene Länder in Zukunft Erfolg haben, denen es gelingt, wirtschaftliche Dynamik und sozialen Ausgleich zu kombinieren.» Die Globalisierung verunsichere auch Gewinner wie die Schweizer, weil ihre (angebliche) Logik des «*The winner takes it all*» mit den Kernwerten des Landes kollidiere: «Das ist gefährlich, denn diese Entwicklungen gefährden die Logik des Ausgleichs, die unser Land stark gemacht hat.» Das heisst im Klartext: Die Wirtschaft führt zwar zu Wachstum und damit zu Wohlstand, aber auch zu mehr Ungleichheit – der

Evangelium der Linken

Auf die ungleiche Einkommensverteilung führen Richard Wilkinson und Kate Pickett die unterschiedlichsten gesellschaftlichen Phänomene zurück, so die Verbreitung der Fettleibigkeit oder den Anteil von Jungen mit realistischen Erwartungen ans Berufsleben, was zu weniger Enttäuschung führt. Die Schweiz passt aber oft nicht ins Bild.



QUELLE: PICKETT/WILKINSON, GLEICHHEIT IST GLÜCK, 2010

«Der übelste Weg»: Grafiken aus Richard Wilkinsons Buch.

Staat sorgt für Gerechtigkeit, er muss deshalb die Wirtschaft regeln und steuern.

Beim Lebensthema von Richard Wilkinson geht es also wirklich um das Erfolgsmodell der Schweiz. Deshalb drängt sich die Frage auf: Was taugen diese Studien? Vor allem ein Schweizer, der die zahlreichen Grafiken im Buch von Wilkinson und Pickett anschaut, kommt ins Grübeln. Das Autorenpaar legt zwar überall eine Regressionsgerade – also einen eindeutigen Zusammenhang «Je mehr Gleichheit, desto mehr oder desto weniger» – durch die Punktehaufen mit den Werten der untersuchten Länder, auch wo der unbefangene Betrachter kaum ein Muster erkennt (siehe Grafiken). In vielen Fällen liegt die Schweiz aber weitab von der Trendlinie. Sie gehört eigentlich in die Gruppe der Länder mit viel mehr Gleichheit – und sie widerlegt damit die These.

Dafür gibt es drei mögliche Erklärungen.

1. Die These ist Unsinn. 2. Die Daten (zumindest jene für die Schweiz) sind falsch. 3. Die Schweiz ist ein Sonderfall. Wie steht es damit?

1 — Ist die These Unsinn? Der Sinn für Gerechtigkeit ist tatsächlich ein wichtiger Motor für die Menschen. Das wissen gerade zwei weltweit führende Ökonomen der Uni Zürich. «Neid- und Statusgefühle sind machtvolle Emotionen», stellt Professor Ernst Fehr fest, der mit seinen Laborexperimenten zeigte, dass die Menschen nicht nur nach Nutzenmaximierung, sondern auch nach Fairness streben – dass sich also das Menschenbild der traditionellen Ökonomie, der Homo oeconomicus, nicht halten lässt. «Neid ist das Leiden am Erfolg der anderen beziehungsweise am eigenen Misserfolg relativ zur Leistung der anderen. Neid impliziert stets eine Aversion gegen Ungleichheit, gegen ungleichen Erfolg.»

Das wiesen auch Forscher der britischen Universität Warwick nach. So massen sie, dass die Zufriedenheit von Arbeitnehmern mit ihrem Arbeitsplatz sank, wenn der Lohn von Kollegen in vergleichbarer Stellung stieg, dass also nicht nur das eigene Einkommen, sondern auch der Vergleich mit anderen Einkommen die Zufriedenheit beeinflusst. Und sie zeigten mit einem Glücksspiel am Computer, dass fast zwei Drittel der Teilnehmer andere für Unfairness bestrafen, obwohl sie damit die Hälfte der ausgeschütteten Gewinnsumme verloren. «Unsere Experimente», meinen die Forscher Daniel Zizzo und Andrew Oswald, «messen die dunkle Seite der menschlichen Natur.» Zahlreiche verhaltensökonomische Studien führen denn auch zum Schluss: Viele Menschen leben lieber in einer Welt, in der alle das gleiche bescheidene Einkommen haben, als in einer, in der sie gut verdienen würden, andere aber noch besser.

Trotzdem: Alle gesellschaftlichen Entwicklungen auf die Ungleichheit zurückzuführen, sei «völliger Quatsch», meint Bruno S. Frey. Der emeritierte Zürcher Professor kam vor allem als Glücksforscher zu Weltruhm, er weiss deshalb: «Das Glück beeinflussen 35 Faktoren, es lässt sich also niemals mit einem einzigen erklären.» Um den Einfluss eines Faktors zu messen, müsse der Forscher alle anderen konstant halten. Dann zeige sich zwar: «Es stimmt, dass die Europäer unglücklicher werden, wenn die Ungleichheit grösser ist.» Aber auch: «Den Amerikanern macht das nichts aus.»

Und grundsätzlich gilt in der Wissenschaft, selbst wenn sich ein vermeintlich entscheidender Faktor finden liesse: Korrelation ist nicht Kausalität. Das heisst in Laiendeutsch: Dass sich bei zwei Phänomenen das gleiche Muster beobachten lässt, belegt noch nicht, dass das

eine das andere verursacht; das lässt sich auch mit dem Einfluss eines anderen Faktors oder einfach mit dem Zufall erklären. Wenn die Geburtenzahlen und die Storchpopulationen gleich stark zunähmen, bewiese dies also nicht, dass der Storch die Kinder bringt.

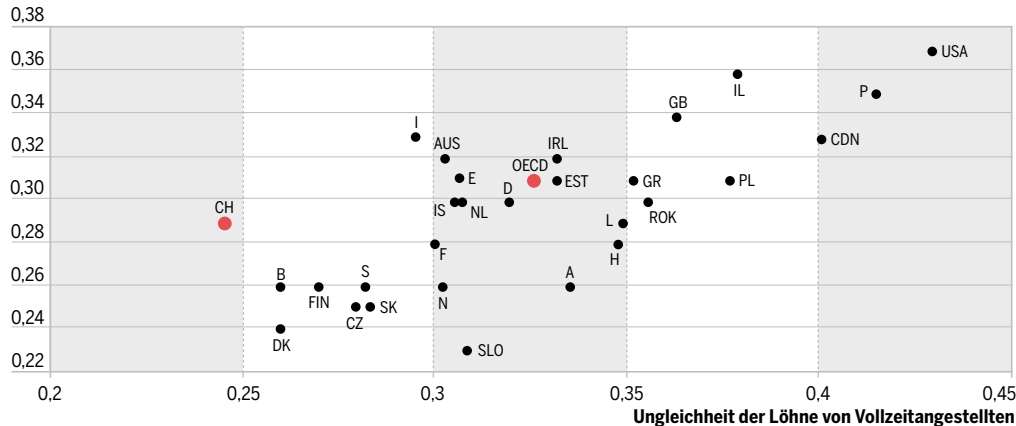
2 — Sind die Daten falsch? Bei den vielen, vielen Grafiken von Wilkinson und Pickett bleibt die x-Achse immer gleich: Sie gibt an, wie sich die untersuchten Länder bei der Ungleichheit der Einkommen unterscheiden. Die Schweiz liegt dabei in der Mitte, zusammen mit Kanada, Frankreich und Deutschland, sie ist deutlich gleicher als die USA oder Singapur, aber auch erheblich ungleicher als Japan und die Länder in Skandinavien. Bei den zentralen Befunden zur Lebensqualität zeigt die Schweiz jedoch dieselben guten Werte wie die Länder, denen die Forscher die grösste Gleichheit, also am meisten Glück zuerkennen. Was also stimmt hier nicht?

Noch mehr ins Zweifeln kommt, wer die neuesten Zahlen zum guten Leben anschaut, so etwa den Better-Life-Index, den die OECD im Sommer veröffentlichte. Beim verfügbaren Einkommen liegt die Schweiz auf dem vierten Rang, mit 30 060 US-Dollar um 30 Prozent über dem Durchschnitt der OECD-Staaten, also aller hochentwickelten Industrieländer. Und beim Vermögen kommt die Schweiz gar auf den zweiten Platz, hinter den USA; die Schweizer besitzen mit 99 209 US-Dollar pro Kopf mehr als das Doppelte des OECD-Durchschnitts von 40 516 US-Dollar. (Dazu unterschätzen gemäss einer Studie von Avenir Suisse internationale Vergleiche das Vermögen der Schweizer, weil die Liegenschaften nur zu den tiefen Steuerwerten und die Pensionskassenvermögen gar nicht einfließen – diese tragen aber aufgrund

Gleiche Schweizer

Bei der Ungleichheit der Erwerbseinkommen, gemessen mit dem Gini-Index (Mass der Ungleichheit), liegt die Schweiz im Mittelfeld. Dies wegen der grossen Zahl von Berufslehren und insbesondere von Teilzeitstellen – eine Wohlstandserrscheinung. Die Löhne von Vollzeitangestellten sind in der Schweiz so gleichmässig verteilt wie in keinem anderen Land.

Ungleichheit der verfügbaren Einkommen der Erwerbstätigen



Quelle: OECD, Avenir Suisse

Balance zwischen Freiheit und Wohlstand: die Schweiz, mit dem Gini-Index gemessen.

ihrer breiten Verteilung zu mehr Gleichheit bei.) Bei der Einkommensverteilung sieht allerdings auch die OECD «eine erhebliche Kluft» zwischen den Reichsten und den Ärmsten: In ihrer Statistik liegt die Schweiz bei der Gleichheit auf dem 14. Platz von 31 Ländern, also in der Mitte zwischen Island (am gleichsten) und Chile (am ungleichsten).

Umso schlimmer für die These von Wilkinson und Pickett, dass sich die Schweiz sonst zumeist in der Spitzengruppe findet. Gar auf dem ersten Platz liegt sie bei der Erwerbsbeteiligung und bei der Gleichheit in der Gesellschaft (!), bei der Lebenszufriedenheit und auch bei der Lebenserwartung, wo die Schweiz mit 85 Jahren für die Frauen und 81 Jahren für die Männer das bisher klar führende Japan überholt hat.

Eigentlich müsste sie den gesamten Better-Life-Index anführen, schrieb Bruno S. Frey in der *Finanz und Wirtschaft*: «Die Schweiz hat hinsichtlich so vieler Bereiche des guten Lebens eine Spitzenstellung, dass sie – beinahe unabhängig von der gewählten Gewichtung – insgesamt wohl am besten von allen 36 Ländern abschneidet.» Für den ersten Platz reichte es nur nicht, weil die OECD ausgerechnet die politische Partizipation in der direkten Demokratie als schlecht beurteilt: Sie nahm als Kennzahl dafür die Wahlbeteiligung. Die Schweizer Vertretung bei der OECD, vermutet Bruno S. Frey, erhob keinen Einspruch gegen diese krasse Fehleinschätzung, weil man sich «innerhalb der Organisation stillschweigend darauf geeinigt hat, die Schweiz zumindest in einem Bereich besonders schlecht zu stellen, damit sie nicht regelmässig als das Land mit der höchsten materiellen und immateriellen Lebensqualität erscheint».

Als Erklärung für die Diskrepanz zwischen höchster Lebenszufriedenheit und grösserer Ungleichheit in der Schweiz bietet sich nur noch an, dass mit den Zahlen zur Einkommensverteilung etwas nicht stimmt. Darauf deutet denn auch eine Publikation zur Verteilung, die Avenir Suisse im Juni herausgab. Der Think-Tank geht zwar von den gleichen Daten aus wie Wilkinson/Pickett und die OECD, stellt aber andere Rechnungen an.

Einerseits: Die beiden Länder mit einem höheren Einkommen pro Kopf als die Schweiz sind Spezialfälle. Norwegen schafft einen Fünftel seines Sozialprodukts dank den Erdöl-Exporten, ohne dieses Zusatzeinkommen läge das Einkommen pro Kopf fast exakt auf dem Niveau der Schweiz. Und in Luxemburg, mit einem Ausländeranteil von fast 45 Prozent, kommt ein Viertel des Bruttoinlandprodukts aus der Finanzindustrie. Deshalb sind seine Erwerbseinkommen stark ungleich verteilt, der Staat drückt aber die Spanne auf das Niveau der Schweiz. Neben diesen beiden Spezialfällen, zeigt Avenir Suisse, gelinge es keinem anderen Land als der Schweiz, «einen so hohen Wohlstand zu schaffen und diesen gleichzeitig relativ breit zu verteilen».

Andererseits: Der Think-Tank rechnet nicht nur mit allen Einkommen, also auch denen von – in der Schweiz zahlreichen – Erwerbstätigen mit Teilzeitstellen und in Berufslehren, sondern auch mit den Löhnen von vollzeitlich angestellten Arbeitnehmern. Diese sind in keinem anderen Land der OECD, also wohl der Welt, so gleichmässig verteilt wie in der Schweiz. Avenir Suisse zieht daraus «die Erkenntnis, dass ein liberales Arbeitsrecht und eine flexible Lohnbildung nicht automatisch zu hoher Ungleichheit führen».

3 — **Ist die Schweiz ein Sonderfall?** Selbst wenn die These und die Daten von Wilkinson und Pickett stimmten, gäbe es eine Erklärung, weshalb die Schweizer trotz ungleicher Einkommen mit ihrem Leben so zufrieden sind: Sie könnten sich, ähnlich wie die Amerikaner,

als weniger empfindlich gegen Ungleichheit erweisen. Dafür gibt es tatsächlich Hinweise. Zwar neigen gerade auch die Schweizer dazu, jeden abzusägen, der sich über das «Waldesdickicht der Nation» erhebt, wie es Gottfried Keller feierte. So geschah es selbst beim wohl wichtigsten Schweizer aller Zeiten, Alfred Escher, ohne den es Credit Suisse, Swiss Life und Swiss Re, die ETH und den Gotthardtunnel kaum gäbe. Erst sieben Jahre nach seinem einsamen Tod 1882 setzten ihm die Zürcher ein Denkmal – und noch 2013 gönnen ihm viele Schweizer und vor allem Schweizerinnen keinen Fernsehfilm. Aber die Schweizer lassen immerhin Leistung gelten, dies – wie die Amerikaner – dank ihrer Prägung durch die protestantische Ethik.

Erwählung für das Himmelreich

In seinem Buch «Wirtschaftswunder Schweiz» sieht Gerhard Schwarz als einen der Pfeiler der Schweizer Kultur «das grosse Gewicht der individuellen Selbstverantwortung und Selbstbestimmung, bei gleichzeitiger Berücksichtigung der Solidarität». In den wohlhabenden Städten der alten Eidgenossenschaft setzte sich denn auch die Reformation durch: Wie Calvin in Genf lehrte, konnte der Erfolg im Leben auf die Erwählung für das Himmelreich hindeuten.

Um in den Kleinstädten nicht den Neid der Erfolglosen zu erwecken, durften die Protestanten ihren Reichtum aber nicht zur Schau stellen. Die (jüdische) Zürcher Bankiersfamilie Bär fuhr deshalb zwei gleiche Audis, damit die Nachbarn nicht merkten, dass sie zwei Autos besass. Und die Roche-Erbin Vera Oeri-Hoffmann als reichste Frau der Schweiz pflegte in Basel mit der Einkaufstasche in den Quartierladen zu gehen. Die Eidgenossenschaft fand so bisher die Balance zwischen der Freiheit, die den Wohlstand schafft, und dem Zusammenhalt, der für den Ausgleich sorgt. Diesen bewährten Konsens gefährdeten die «Abzocker» in den letzten Jahren.

Die Schweizer können sie dafür bestrafen – dank einem der wichtigsten Faktoren für ihre hohe Zufriedenheit mit dem Leben: Wie Bruno S. Frey zusammen mit Alois Stutzer in weltweit beachteten Studien nachwies, trägt die direkte Demokratie massgeblich zum Glück bei. Aber die Schweizer können auch darauf verzichten, am 24. November aus dem Bauch heraus zu entscheiden: Der Kopf sagt ihnen, dass sie mit der «1:12»-Initiative an Wohlstand verlören, aber kaum an Zufriedenheit gewinnen.

Dass die Annahme der Initiative kurzfristig mehr Schaden anrichten als Nutzen erzeugen würde, anerkennt sogar Richard Wilkinson. Es wäre problematisch, die Begrenzung der Löhne zügig umzusetzen, räumte der linke Forscher im Interview mit der *Zeit* ein: «Wenn Menschen zu schnell zu viel Einkommen verlieren, dann hat das negative Auswirkungen auf ihre Gesundheit.»

Triumph der Normalität

Was macht die Qualität des Fussballtrainers Ottmar Hitzfeld aus? Was sind seine entscheidenden Stärken, wo liegen Schwächen? Erinnerungen eines früheren Arbeitgebers, der sein Freund wurde.

Von Uli Hoernes



Man muss vorausschicken, dass wir eng befreundet sind. Wir kennen uns schon lange, spielten an den Olympischen Spielen 1972 in der deutschen Mannschaft; später dann die erfolgreiche Zusammenarbeit bei Bayern München. Das Wichtigste vorneweg: Ottmar Hitzfeld ist enorm zuverlässig und enorm fleissig. Er will den Erfolg, ohne allerdings den Menschen zu vergessen. Man kann in diesem Geschäft nur Erfolg haben, wenn es gelingt, den Spielern mit der richtigen Einstellung zu begegnen. Natürlich ist da viel Druck und Wettbewerb, aber man hat es mit zerbrechlichen Seelen zu tun. Hitzfelds Qualität ist sein Fingerspitzengefühl. Ich habe nie erlebt, dass er die Spieler schlecht behandelt, seine Autorität unangenehm ausgelebt hätte. Dem Hausfrieden zuliebe würde Hitzfeld aber nie den lieben Kerl markieren, er konnte hart in der Sache entscheiden, aber er gab sich die Mühe, den Spielern zu erklären, warum er so und nicht anders entschieden hat. Als Führungspersönlichkeit brachte er die Rollen als Vorgesetzter, als Partner und als Freund in Einklang.

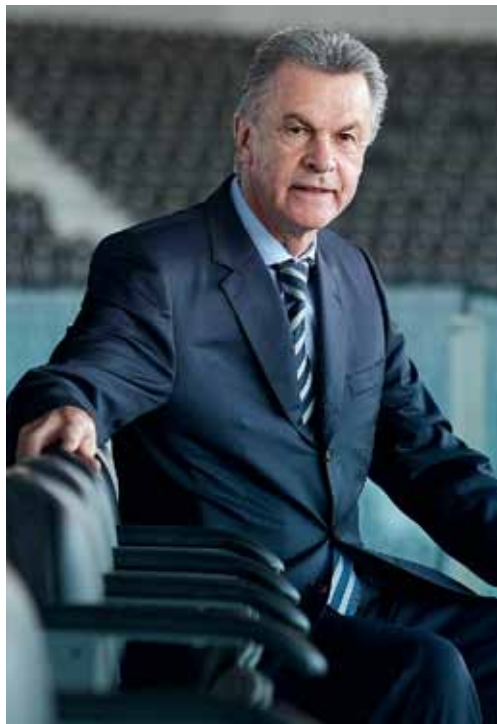
Hitzfeld ist kein Grossmaul, kein Ego- oder Imponiertrainer, ich würde ihn als Systematiker bezeichnen. Er war immer hervorragend vorbereitet, alle Eventualitäten wurden bedacht. Seinen Strategien lag intensive Arbeit zugrunde. Das machte seine Autorität aus. Er hat sich die Sache einfach immer sehr gut überlegt. Der Fussball, den er spielen liess, war ein Abbild seiner Persönlichkeit: durchdacht, nicht auf bedingungslose Offensive getrimmt, wie später etwas ausgeprägter bei Jupp Heynckes. Sicherheit spielte eine wichtige Rolle bei Hitzfeld, er war immer auch vorsichtig, aber ich fand es interessant, dass er der Mannschaft trotzdem keine Zwangsjacke verpasste, sondern Freiheiten zuließ.

Sensibel selbstkritisch

Ist Hitzfeld modern oder klassisch? Was bedeuten schon solche Worthülsen? Natürlich kann man als Trainer heute die Spieler nicht mehr so behandeln wie vor zwanzig Jahren. Du musst mit dem Zeitgeist mitgehen, du brauchst das Einfühlungsvermögen, um die Spieler zu verstehen, um sie zu erreichen, um es zu schaffen, dass sie dir zuhören und deinen Anweisungen folgen. Hitzfeld konnte das, weil er ein sensibler Mensch ist, und damit meine ich: sensibel im Sinn auch von selbstkritisch. Er hat nicht

nur Erfolge, sondern auch Misserfolge persönlich genommen, weil er sich – zu Recht – als letztverantwortlich betrachtete und auch so handelte.

In schwierigen Momenten, die gab es, arbeitete er noch mehr als sonst. Er machte sich richtiggehend verrückt, bis er die Probleme erkannt und eine Lösung gefunden hatte. Sein Selbstvertrauen zeigte sich für mich dann jeweils darin, dass er in solchen Phasen den Fehler nicht bei anderen, sondern bei sich selber suchte und in der Lage war, seine eigene Arbeit



«Solid vernünftig»: Erfolgscoach Hitzfeld.

schonungslosen Analysen zu unterziehen. Er gab nie auf. Das haben die Spieler gespürt, darum standen sie hinter ihm.

Seine grösste Stärke: sein Charakter, seine Integrität, das Verantwortungsbewusstsein, mit dem er die ihm übertragene Aufgabe zu Ende führt. Ich hätte ihm ohne Zögern die Verantwortung für mein Fleischwarenunternehmen übertragen. Wäre ich nach zwölf Monaten zurückgekommen, wäre das Geschäft sicher noch besser gelaufen als vorher. Man kommt dem Erfolgstrainer Hitzfeld allerdings nicht auf die Spur, wenn man bei ihm nach dem Extremen, nach dem Ausserordentlichen oder Spektaku-

lären sucht. Im Gegenteil: Sein Erfolg kommt aus der Normalität, aus dem Bodenständigen, aus dem Solid-Vernünftigen heraus. Er ist kein Effektrainer, der ein Feuerwerk zündet, um die Leute zu beeindrucken. Es ist bei ihm harte Arbeit, Kontinuität, Selbstkritik, Disziplin, die ganze Mühsal, die hinter jedem Erfolg steht.

Hat er Schwächen? Klar, darüber reden wir dann vielleicht bei einem oder zwei Gläsern Rotwein. Hitzfeld ist menschlich, leidenschaftlich, sensibel, manchmal vielleicht überempfindlich. Wer empfindsame Antennen hat, leidet auch darunter. Bei seinem Abschied von Bayern weinte er; es brach aus ihm heraus, weil er tief empfand, dass eine für ihn und den Verein so schöne Zeit nun zu Ende gegangen war. Für mich gehört er zu den ganz grossen Trainern, wie Jupp Heynckes oder Pep Guardiola. Leute wie José Mourinho beeindrucken mich auch, aber da ziehe ich den bescheideneren Typus Hitzfeld vor. Ich schätze die Chefs, die ihr Ego hinter die Sache stellen.

Undankbare Schweiz?

Ich habe seit vielen Jahren ein Haus in Lenzerheide und würde mich als halben Schweizer bezeichnen. Deshalb erlaube ich mir zum Schluss eine Bemerkung zu Hitzfelds hervorragenden Leistungen als Nationaltrainer. Sein Problem war, dass die Schweizer von Beginn weg nur Wunder erwartet haben. Als ob der Name Hitzfeld allein die Alpen verschieben könnte. So geht's nicht. Die Schweiz ist ein kleines Land, acht Millionen Einwohner, aber ich habe den Eindruck, man will im Fussball besser sein als Deutschland mit achtzig Millionen. Auch die besten Trainer der Welt – Hitzfeld gehört dazu – müssen mit den Spielern arbeiten, die sie haben. Kann es sein, dass die Eidgenossen Hitzfelds Arbeit zu wenig würdigten? Österreich ist ein grösseres Land als die Schweiz und verpasste die WM, während die Schweiz als Gruppensieger in Brasilien dabei ist. Da kann man doch nur gratulieren.

Uli Hoernes, 61, wurde als Spieler mit der deutschen Nationalmannschaft Europa- und Weltmeister. Er ist langjähriger Erfolgs-Präsident des FC Bayern München.

Ottmar Hitzfeld, 64, wurde als Trainer siebenmal deutscher und zweimal Schweizer Meister. Zudem gewann er zweimal die Champions League. Seit Sommer 2008 ist er Trainer der Schweizer Nationalmannschaft. Nach der Weltmeisterschaft 2014 tritt er zurück.

Die Glücksspieler der Schweiz

Ihretwegen werden Rocker zu Schlagerfans, sie bringt Grossmütter und Teenager zum Tanzen und befreit Depressive von ihrer Tablettensucht. Die 25-jährige Schlagersängerin Beatrice Egli verbreitet überall Glück und gute Laune. Wer ist die fröhliche Metzgerstochter? *Von Lucien Scherrer*



«Dieses Risiko wollte ich eingehen»: Sängerin Egli in Köln, Mai 2013.

Sie sieht aus wie ein blonder Engel, der herabgestiegen ist, Licht in den dunklen Saal zu bringen und die Schwaden von Schweiß, Bierdunst und Frauenparfüm zu vertreiben. Grell erleuchtet, steht Beatrice Egli, 25, auf der Bühne des Zürcher Volkshauses, alles an ihr glitzert und glänzt: ihre Augen, ihre prallen Wangen und das Herz am Gürtel ihres roten Kleids. «Nein, ich träume nicht», ruft sie in den Saal, «ich bin wiiirklich da! Danke, danke, danke, danke, danke, danke, danke, danke, danke vielmal!»

Dann wummern Vierviertel-Bässe aus den Boxen, Egli singt: «Ich will dich jetzt und hier für immer, ich will den Wahnsinn jeden Tag, will den Duft in meinem Zimmer, weil ich die Sehnsucht nicht ertrag.» Die 1700 Zuschauer jubeln, Hausfrauen in Leggings, Teenagerinnen mit Lippenpiercings, breitschultrige Männer in karierten Hemden, picklige Jugendliche mit Sonnenbrillen, Grossmütter mit Mèchen, alle klatschen im Takt und schreien: «Sehnsucht nicht ertrag!»

Beatrice Egli, gelernte Coiffeuse aus Pfäffikon SZ, ist die neue Schweizer «Schlagerprinzessin» (*Glückspost*), die Botschafterin des Glücks und der guten Laune. Sie singt von brennenden Herzen, von Liebe, Sex und Sehnsucht, von Treue, Tränen und Verrat. Sie ist die Stimme für all jene, die sich nicht darum scheren, ob es peinlich sein könnte, Lieder gut zu finden, in denen sich «allein» auf «oh nein» reimt. Oder T-Shirts zu tragen, auf denen Sprüche stehen wie: «Bleib cool, heiz alle auf».

Heinos «Maid aus den Bergen»

Doch Egli ist weit über das traditionelle Schlagermilieu hinaus erfolgreich. Sie ist seit dem 11. Mai 2013 ein Star, bewundert und gefeiert im ganzen deutschsprachigen Raum. An jenem 11. Mai gewann die Schweizerin das Finale von «Deutschland sucht den Superstar» («DSDS»), nachdem sie alle in den Himmel gelobt hatten: «DSDS»-Juror und Musikproduzent Dieter Bohlen, Schlagersängerin Andrea Berg und Volksmusikveteran Heino, der von der «schönen Maid aus den Schweizer Bergen» schwärmte. 70 Prozent der über 4,6 Millionen Zuschauer stimmten für die Schweizerin, zum ersten Mal in der «DSDS»-Geschichte siegte der Schlager über die Popmusik. Es war kein Zufallssieg einer Eintagsfliege.

Eglis Album «Glücksgefühle», produziert von Maestro Bohlen persönlich, ist in der Schweiz, Deutschland und Österreich ein Hit. In der Schweiz wurden über 20 000 Alben verkauft, vier Wochen war «Glücksgefühle» auf Platz 1 der offiziellen Hitparade, vor Popgrößen wie Daft Punk oder Depeche Mode. In Deutschland und Österreich erreichte das Album Platz 2, die Single «Mein Herz» war zeitweise in allen drei Ländern auf Platz 1. Eglis Konzerte sind überall ausverkauft. Noch auffälliger als diese nackten Zahlen ist aber, dass die 25-Jährige im Gegensatz zu Volksmusik-

Sternchen wie Sarah Jane auch ausserhalb des «Musikantenstadls» oder der St. Galler Olma akzeptiert wird. Sie spricht akzentfreies Hochdeutsch und ist nicht nur im Schweizer Fernsehen, sondern auch bei ORF und ZDF ein gerngesehener Plaudergast. Egli, so scheint es, haben einfach alle gern.

Wer ist die junge Frau? Und was ist das Geheimnis ihres Erfolgs? Egli ist gerade auf «Glücksgefühle»-Tournée, fast jeden Tag steht sie auf der Bühne, in Köln, Wien, Lemgo und Offenbach, bejubelt von Tausenden Fans. «Ich kann es mir auch nicht recht erklären», sagt sie der *Weltwoche* vor dem Konzert in Offenbach, «ich bin, wie ich bin, und anscheinend mögen mich die Leute und das, was ich mache.»



«Rechter Beruf»: Beatrice (l.) und ihre Eltern.

Thomas Wild, Schlagerexperte der SRF-Sendung «Musikwelle», erklärt den Erfolg der Schwyzlerin so: «Können, extremer Wille und eine riesige Portion Glück». Die Sängerin habe nicht nur von Dieter Bohlens Know-how profitiert, sondern auch von einer Renaissance des Schlagers: «Der Schlager war zwar immer da, aber dank Beatrice Egli ist er zurück an die Oberfläche gekommen.»

Tatsächlich hat die Schweizerin von äusseren Umständen profitiert. Noch vor wenigen Jahren kam es einem gesellschaftlichen Selbstmord gleich, sich öffentlich als Schlagerfan zu outen. Dem Schlager, dieser Musik für reaktionäre Kleinbürger, galt es mit dünkelfaher Herablassung, im gnädigsten Fall mit Sarkasmus zu begegnen. Diese Zeiten sind vorbei, und Beatrice Egli ist der beste Beweis dafür, dass sich das Verhältnis der Schweizer zum Schlager entkrampft hat. Zwar wird sie von

den Hütern des guten Geschmacks süffisant als «Herzchenmaschine» oder «Fräulein Egli» (*Tages-Anzeiger*) belächelt. Aber das beeindruckt heute, da selbst Heino – einst der Inbegriff des schlechten Geschmacks – ein erfolgreiches Comeback feiert, niemanden mehr. «Schlager war schon immer cool, bloss haben es viele nicht gemerkt», sagt Beatrice Egli, «dank «DSDS» interessieren sich jetzt auch Jugendliche für diese Musik und bilden sich eine eigene Meinung dazu.»

Die Welle, auf der die Schweizerin mitreitet, war allerdings schon vor ihrem Sieg bei «DSDS» am Rollen. Ausgelöst wurde sie in Deutschland und Österreich, dank Mallorca- und Après-Ski-Partys, aber auch dank einer neuen Generation von jungen, feschen Schlagerstars. Die deutschen Sängerinnen Andrea Berg (47) und Helene Fischer (29), beide fesch und gutgelaunt wie Egli, stehen in der deutschen Hitparade seit mehreren Jahren ganz oben, auch umsatzmässig. Allein Berg hat bis heute über 10 Millionen Tonträger verkauft. Hinter diesem Erfolg steckt derselbe Mann, der auch Beatrice Egli zum Durchbruch verhalf: Dieter Bohlen. Die meisten Hits von Berg und Fischer stammen wie bei Egli aus seiner Feder. Der Produzent mit dem sicheren Riecher für Trends hat sich damit eine weibliche Schlager-Troika zusammengestellt, die sich gegenseitig zitiert und bewirbt (Egli über Berg: «Sie ist mein Idol»; Berg über Egli: «Sie singt für die Menschen aus tiefster Seele»).

Eine Familie von «Chrapfern»

Wer Egli deswegen als seelenloses Marketingprodukt betrachtet, verkennt ihr Talent, ihre Durchsetzungskraft und ihre Wirkung. Denn offensichtlich hat sie etwas, das die Leute anzieht. Während die Männer ihrer Bewunderung durch Pfiffe Ausdruck verleihen – etwa, wenn Egli in einem besonders kurvenbetonten Outfit die Bühne betritt –, hört man von den Frauen immer wieder das Gleiche: «Es ist ihre Ausstrahlung», sagen sie, «Ihre gute Laune ist einfach ansteckend» oder: «Sie ist so echt und natürlich». Selbst ein objektiverer Beobachter wie Thomas Wild attestiert ihr eine grosse «Natürlichkeit».

Tatsächlich ist Egli eine sympathische Erscheinung. Sie spricht überlegt, lacht viel, ohne gekünstelt zu wirken wie andere Schlagerstars mit ihrem Dauergrinsen. Zwar wirkt die Herzlichkeit, die sie auf der Bühne zelebriert, zuweilen übertrieben – etwa, wenn sie dem Publikum ein Dutzend Mal «Danke!» zuruft. Aber der Zynismus, mit dem andere Stars ihren Anhängern begegnen, scheint ihr gänzlich fremd zu sein. Wenn Egli sagt: «Ich mag die Leute, und ich will ihnen Freude bereiten», ist das keine blossе Phrase. Denn sie kennt «die Leute» und deren Sorgen tatsächlich.

Aufgewachsen ist die Sängerin in einer klassischen *Chrapferfamilie*. Die Eltern, Bruno



Anfall von Selbstüberschätzung: Lys Assia 2011 in der Bodensee-Arena in Kreuzlingen.

und Ida, betreiben im Dorfzentrum von Pfäffikon SZ eine Metzgerei, in der auch Beatrice und ihre drei Brüder anpacken mussten. Während andere Kinder am Mittwochnachmittag in die Badi durften, steckte Beatrice Pouletspiessli zusammen, für ein kleines Sackgeld. «Beatrice weiss, was es heisst, hart zu arbeiten und den Leuten ein Lächeln zu schenken», sagt Ida Egli, «das hat sie hier gelernt.» Mutter Egli ist eine herzliche, resolute Frau, die geradeaus sagt, was sie denkt. Dass sie ihre Kinder «nie verhätschelt, aber mit viel Liebe erzogen» hat, glaubt man ihr sofort. Wir treffen die 48-Jährige abends in der Metzgerei, die letzten Kunden sind gegangen, aus den Lautsprechern rieselt Schlagermusik, «Solange die Liebe lebt», im Schaufenster wirbt Beatrice Eglis Konterfei für «Siegesspiesse» und «Pouletbrüstli im Teig».

Die Kunst des positiven Denkens

Vor ihrem Einstieg bei «DSDS» stand die Metzgerstochter hier selber als Aushilfe hinter der Theke, bediente Kunden, scherzte mit ihnen und hörte sich ihre Probleme an. Mutter Ida ist überzeugt, dass Beatrice eine besondere Wirkung auf ihre Mitmenschen hat: «Sie lässt sie etwas Gutes spüren, sie ist wie eine Parfümwolke voller Liebe, die sich in den Herzen ausbreitet.» Dann lacht sie laut auf: «Beatrice würde sich sicher ärgern über derartigen Kitsch, aber es ist so.»

Zweifler überzeugt die Metzgersfrau mit einer Flut von Anekdoten, die sie in den letzten Wochen erlebt hat. Sie zeigt den Brief eines 76-Jährigen, der schrieb, er habe dank Beatrice einen «neuen Schatz» gefunden nach dem Tod seiner Frau; sie berichtet von einem Rocker, der wegen Beatrice zum Schlagerfan gewor-

den sei («Das nächste Mal will er mit zwanzig Töffkollegen vorbeikommen»), oder sie erzählt von einem deutschen Mädchen, das aus einem Heim in Berlin floh und bis nach Pfäffikon trampelte, um Beatrice zu sehen. Und ein Mann teilte den Eglis kurzerhand mit, dass er dank Beatrice keine Pillen mehr brauche, um glücklich zu sein.

Auch die Sängerin selber ist von ihrer Mission als Glücksbringerin überzeugt. Sie wolle

«Beatrice weiss, was es heisst, hart zu arbeiten und den Leuten ein Lächeln zu schenken.»

«etwas zurückgeben», sagt sie, ihr «Glück mit anderen Leuten teilen». Mit diesen therapeutischen Fähigkeiten steht Egli nicht allein im Schlager-Milieu. So erklärte Andrea Berg 2008 gegenüber dem *Stern*, dass sie mit ihrer Musik vielen Leuten über Schicksalsschläge hinweggeholfen habe. Wissenschaftlich lässt sich das natürlich nicht belegen. Doch spielt das eine Rolle? Solange Fans und Sänger daran glauben, wirkt der Zauber – und wie es scheint, gibt es in der Schweizer Musikszene derzeit keine bessere Glücksschule als Beatrice Egli.

Um selber glücklich zu sein, hält sie sich alles Negative möglichst vom Leib. Schlechte Nachrichten am Fernsehen? Zappt sie weg. Lästern über andere? Macht sie nie, jedenfalls nicht öffentlich. Selbst die Tatsache, dass ihr Heimatdorf fast sinnbildlich für den Untergang der heilen Schweizer Welt steht – es ist in den letzten Jahren zubetoniert worden, und manche Zuwanderer sorgen für Probleme –, wertet sie positiv: «Pfäffikon ist kein Dörfli mehr, gewiss, aber der Zuwachs macht es auch

lebendiger, das finde ich gut.» Natürlich könnte man das Realitätsverweigerung nennen, typisch für die dauerfröhliche Schlagerwelt – Hauptsache, heile Welt. Doch Egli sieht es ganz pragmatisch: «Klar weiss ich, dass auf der Welt viel Schlechtes passiert. Aber es hilft mir, wenn ich versuche, das Positive zu sehen, wenn ich mich daran erinnere, wie gut es uns geht.»

Die Liebe zum Schlager hat Beatrice Egli schon früh verinnerlicht. Sie wächst ohne Fernseher, aber mit viel Musik auf. Ihre Mutter schwärmt für das österreichische Duo Brunner & Brunner oder den deutschen Gerd «Gigi» Anderson («Sommer, Sonne, Cabrio»). Als Beatrice gross genug ist, gehen sie gemeinsam an Konzerte. In der Schule fällt die brave Metzgerstochter schon bald durch ihr Gesangstalent auf. Ihren ersten Song nimmt sie im Alter von neun Jahren auf, zusammen mit dem Pfäffiker Alleinunterhalter Franz Kempf.

Beatrice, das wird schnell klar, zieht es auf die Bühne: Sie will Schauspielerin werden oder Sängerin, am besten beides. Für dieses Ziel ist sie bereit, hart zu arbeiten. Mit vierzehn nimmt sie Gesangsunterricht, mit fünfzehn hat sie ihren ersten grösseren Auftritt, an der Chilbi in Pfäffikon, wo sie «Anita» von Costa Cordalis zum Besten gibt.

Deutsche mit Migrationshintergrund

Die Eltern fördern ihre Tochter, machen ihr aber auch klar, dass sie einen «rechten» Beruf lernen müsse. «Meine Kinder sollten machen, was sie wollen», sagt Ida Egli, «aber mit ihrem eigenen Geld.» So absolviert Beatrice 2004 bis 2007 eine Lehre als Coiffeuse. Daneben hilft sie in der Metzgerei aus, verdreht ein paar Jungs den Kopf und entscheidet sich schliesslich für einen gewissen Reto (die Liebe währt bis heute, wobei nicht einmal die Regenbogenpresse geschafft hat, das Geheimnis von Retos Identität zu lüften). Sie lebt sparsam, trinkt keinen Alkohol, nimmt keine Drogen und gönnt sich kaum Ferien. Dafür arbeitet sie weiter an ihrer Karriere, tritt an kleineren Festivals auf und wartet auf eine Gelegenheit, berühmt zu werden. Die bietet sich ihr 2007, als die Schweizer Chanson-Legende Lys Assia («O mein Papa») eine Duett-Partnerin für einen Auftritt am Grand Prix der Volksmusik sucht. Egli meldet sich auf ein Inserat im *Blick* und wird von der damals 83-jährigen «Grande Dame de la Chanson» prompt auserwählt.

Was folgt, ist ein vorläufiger Höhepunkt in Eglis Karriere, aber auch ihr grösster Rückschlag. Zuerst gewinnt das ungleiche Duo mit der zuckersüssen Ballade «Sag mir, wo wohnen die Engel» die Schweizer Vorentscheidung zum Grand Prix, doch wenige Monate später landet es beim Finale in Wien auf dem viertletzten Platz. Eine Schmach für Assia, die sich in einem Anfall von Selbstüberschätzung bereits auf dem Podest gesehen hatte. «Die Kleine», so schnödet die Diva nach der Niederlage, sei zu



Schlager-Troika: Hitproduzent Bohlen.

nervös gewesen, ausserdem sei sie zu dick und könne nicht singen. Beatrice Egli ist tief verletzt, doch sie zieht ihre Lehren aus der Begegnung mit der forschen Dame. Diese bringt ihr nicht nur bei, ruhig auf der Bühne zu stehen. Assia liefert der jungen Sängerin auch ein Beispiel, wie sie niemals werden will. Mutter Ida drückt es so aus: «Sie hat gesehen, wie wichtig es ist, dass man die Leute immer respektvoll behandelt, selbst wenn man oben steht.»

Die junge Schwyzerin lässt sich jedenfalls nicht unterkriegen. Weil sie keine Lust hat, ein eintöniges Dasein als Coiffeuse in Pfäffikon zu fristen, bewirbt sie sich an einer Schauspielerschule in Hamburg und setzt sich gegen Hunderte Bewerber durch. Die dreijährige Ausbildung finanziert sie sich mit Sieben-Euro-Jobs und einem sparsamen Lebensstil. Sie habe «einfach mal weggewollt», sagt sie heute dazu. Tatsächlich legt Egli in Hamburg einen weiteren Grundstein für ihre Karriere. Sie lernt, sich noch besser zu verkaufen, und eignet sich jenes Bühnendeutsch an, das später auch die «DSDS»-Zuschauer verstehen – und

das Egli in Deutschland mittlerweile fast zu einem einheimischen Star mit Schweizer Wurzeln macht.

Kommt hinzu, dass Beatrice seit ihrer Ausbildung in Hamburg vornehmlich in Deutschland lebt. Nach dem Abschluss des Schauspielstudiums kehrt sie in die Schweiz zurück, um mit der Sängerin Artemis Gounaki an ihrer Gesangkunst zu feilen; nebenbei kauft sie mit Reto ein Haus in Amden SG (woher sie das Geld dafür hatte, will auch Mutter Ida nicht verraten). Dann packt sie im Frühjahr 2013 auch schon wieder die Koffer, um sich bei «DSDS» vorzustellen. Der Rest ist Geschichte: Egli avanciert zum Liebling von Chef-Juror Dieter Bohlen, und seit dem 11. Mai ist sie um 500 000 Euro reicher.

Angst, den Leuten fremd zu werden

Dass die Schwyzerin ausgerechnet bei «DSDS» ihren Durchbruch geschafft hat – einer Sendung, die auch davon lebt, dass untalentierte Möchtegern-Stars vor laufender Kamera gedemütigt werden –, entbehrt nicht einer gewissen Ironie. Wie konnte sich Egli, die Feinfühligste, Empathischste, an einem derartigen Schauspiel beteiligen? «Es war mir bewusst, dass mir Dieter Bohlen das Talent absprechen könnte», antwortet sie, «aber dieses Risiko wollte ich in Kauf nehmen, denn ich wollte wissen, wo ich stehe.»

Jetzt steht sie ganz oben, doch wird sie sich dort halten können? «Es wird von ihrem Umfeld abhängen, wie sie sich entwickelt», sagt Ida Egli. «Ich sage ihr immer: «Selbst wenn du

«Es war mir bewusst, dass mir Dieter das Talent absprechen könnte.»

fällst, kennst du den Boden und das echte Leben, schliesslich bist du lange genug hinter der Fleischtheke gestanden.» Derzeit sieht es allerdings nicht danach aus, als müsste sich ihre Tochter nach einer neuen Beschäftigung umsehen. Im November erscheint ihr zweites Album, Schlagerexperten sagen ihr eine grosse Zukunft voraus. Vielleicht, so heisst es, werde



«Aus tiefster Seele»: Schlagerstar Berg.

sie die neue Andrea Berg. Oder gar eine Schweizer Ausgabe von Britney Spears. Das Verruchte geht Egli bisher gänzlich ab, obwohl ihr die Boulevardpresse nach ihrem «DSDS»-Sieg einen Sexskandal anzudichten versuchte (es ging um angebliche Fummeleien in einem Flugzeug). Sorgen bereitet Egli eigentlich nur dies: Seit sie den Durchbruch geschafft hat, schauen sie viele Leute von unten an, obwohl sie doch am liebsten nur «die Beatrice» wäre, das nette Mädchen von nebenan. Ihre Tochter habe Angst, den Leuten «fremd» zu werden, sagt Mutter Ida.

Beatrice selber lässt sich von all dem nichts anmerken, bei öffentlichen Auftritten beschwört sie die ewige Liebe zu ihrem Publikum. «Ich wünsche mir, dass das mit uns nie zu Ende geht», ruft sie den Fans im Volkshaus zu, bevor sie endlich ihren Hit «Mein Herz» anstimmt. Darin heisst es: «Mein Herz, es brennt total verliebt, schon klar, dass es kein Morgen gibt.» Im realen Leben, das weiss Egli genau, sollte man immer an morgen denken, besonders im schnelllebigen Schlagerbusiness. ○

Mit dem Jodhpur-Boot wurden schon ganze Länder erobert. Versuchen Sie es erst einmal mit der nächsten Bar.

THE SHOE PEOPLE



379^{CHF}

399^{CHF}
mit Lammfell gefüttert



NAVYBOOT
S W I T Z E R L A N D

Die 68er des Mittelalters

Der deutsche Bischof Franz-Peter Tebartz-van Elst wird als verschwendungssüchtiger Renaissance-Kleriker hingestellt. Das ist unfair – gegenüber der Renaissance. Sie hat Europa in die Moderne geführt. *Von Peter Keller*



Prunk und Pracht: Bischof Tebartz-van Elst.

Sie ist die zurzeit berühmteste Badewanne der Welt: das Modell Duravit 3 des französischen Stardesigners Philippe Starck mit Fussgestell und Nackenstütze. Tragisch für den Designer, dass nicht die Wanne selbst für Schlagzeilen sorgte, sondern der Preis (15 000 Euro) – und vor allem der spezielle Ort, an dem das kostspielige Exemplar zu stehen kam: in den frischrenovierten Privatgemächern des deutschen Bischofs Franz-Peter Tebartz-van Elst. Sanierung und Neubau seiner Residenz in Limburg haben die Kosten vollkommen aus dem Ruder laufen lassen. Statt den ursprünglich veranschlagten 3 Millionen Euro, kommt die Erneuerung auf mindestens 31 Millionen zu stehen.

Seither macht der Bischof weltweit Schlagzeilen. Von *Blick* bis *Bild* wird Tebartz-van Elst als «Protz-Bischof» hingestellt. In den USA und in Frankreich verspotten ihn Medien als Bischof «Bling Bling». Das deutsche Nachrichten-

magazin *Der Spiegel* setzte den Geistlichen aufs Cover mit dem Titel «Gottes teurer Diener». Ihm gegenübergestellt wird der neue Papst aus Argentinien, der eine arme Kirche für die Armen fordert. «Bruder Grössenwahn» (3sat) dagegen stehe für ein barockes Kirchenverständnis, tadelt die *Neue Zürcher Zeitung*. Er wolle kirchliche Macht «durch Prunk und Pracht» demonstrieren. «Zu Papst Franziskus' Bild vom Priester in Demut und Bescheidenheit passt er ganz und gar nicht.»

Um den extravaganten Führungs- und Lebensstil des 53-jährigen Geistlichen verständlich zu machen, wird das Gebaren des Limburger Bischofs historisch verortet. Der *Tages-Anzeiger* weiss, dass die päpstliche Kirche schon im Mittelalter eine finanzpolitische Weltmacht gewesen sei: «Sie vermarktete die Nächstenliebe, indem sie den Wunderkult, Heiligenviten und Wallfahrtsorte zum wirt-



Bescheiden: Papst Franziskus I.



Jahrhundertbau: Petersdom in Rom.

schaftlichen Faktor machte.» Und sprichwörtlich sei die «Verschwendungssucht der Renaissance-Päpste» geworden.

Das alles ist nicht falsch, aber auch nicht ganz richtig. Wie ist der tiefe Fall von Bischof Tebartz-van Elst einzuordnen? Steht der Limburger Skandal stellvertretend für die Doppelmoral der Kirche? Was ist von der demonstrativen Bescheidenheit Papst Franziskus' I. zu halten? Sind die Epochen des Barock und insbesondere der Renaissance tatsächlich nur abschreckende Beispiele der Kirchengeschichte, die man schleunigst überwinden sollte?

Die Kirchenspaltung hat sich gelohnt

Als der Medien-Tsunami seine volle Kraft über Bischof Tebartz-van Elst entfaltete, tauchte dieser vorerst einmal ab. Nach Rom. Was irgendwie passt: In der italienischen Kapitale wird einem auf Schritt und Tritt klar, wie sich

die katholische Kirche zu repräsentieren weiss. Zum Lob Gottes, selbstverständlich, glitzern und glänzen die Kirchen im Dutzend. Und irgendwann pilgert jeder Tourist, ob gläubig oder nicht, zum Petersdom, der wichtigsten und meistbesuchten Kirche der Christenheit.

Ein spektakuläres Gotteshaus: Die Gesamtlänge beträgt 186,5 Meter, bis zum Scheitel der Kuppel sind es 119 Meter. In seinen letzten Lebensjahren übernahm Michelangelo Buonarroti (1475–1564), Schöpfer der Fresken in der Sixtinischen Kapelle, die Bauleitung. Sein Hauptaugenmerk galt der Kuppel. Er arbeitet ein Modell aus, ihre Fertigstellung wird der Florentiner jedoch nicht mehr erleben. Nebenbei bemerkt: Das grösste Künstlergenie der Renaissance wird seine Arbeit aufnehmen «unter Zurückweisung» einer angebotenen Entlohnung, «nur aus Liebe zu Gott und aus Verehrung zum hl. Petrus».

Mit Gottes Lohn allein lässt sich ein solcher Bau trotzdem nicht finanzieren. Um den neuen Sankt Peter zu errichten, perfektioniert die Kirche ihr Ablasssystem: Gegen Geld können sich Gläubige von den schlimmen Folgen ihrer Sünden loskaufen, das Fegefeuer abkürzen, und lassen sich sogar bereits Verstorbene von ihren Qualen erlösen. Am Ablass wird sich die Fundamentalkritik Martin Luthers entzünden. Der deutsche Reformator zieht wortmächtig gegen das verdorbene und verschwenderische Rom zu Felde. Zumindest aus kunsthistorischer Sicht hat sich die Kirchenspaltung gleichwohl gelohnt: Der Petersdom gehört zu den grossartigsten Baudenkmälern der Welt.

Italien blüht

Papst Leo X. (1513–1521) wird angekreidet, dass er den kleinen deutschen Augustinermönch Martin Luther unterschätzt habe. Geboren wurde Giovanni de' Medici in Florenz, sein Vater liess ihn schon früh humanistisch bilden. Mit 37 Jahren wird der Adelsspross auf den Stuhl Petri gewählt. «Lasst uns das Papsttum geniessen, da Gott es uns verliehen hat» – mit diesen Worten soll Leo sein Amt angetreten haben. Zum Hirten und Seelsorger hat er weniger Talent. Warum auch sollte er sich und seine Zeit hinterfragen? Italien blüht. Politisch, wirtschaftlich, kulturell.

Der wichtigste Schweizer Historiker, Jacob Burckhardt (1818–1897), feiert dieses Zeitalter in «Die Kultur der Renaissance in Italien». Zur parallel verlaufenden Entdeckung der Welt durch Forscher und Seefahrer füge die Renaissance eine noch grössere Leistung hinzu, schreibt der Basler Professor, «indem sie zuerst den ganzen, vollen Gehalt des Menschen entdeckt und zutage fördert». Der mittelalterliche Mensch wird zum Individuum mit eigenen Bedürfnissen und Fähigkeiten befördert.

Was den kunstsinnigen Jacob Burckhardt neben der künstlerischen Entfaltung begeistert, sind die zivilisatorischen Errungenschaften:

von den «elastischen Betten», «köstlichen Bodenteppichen» bis hin zu den «Toilettengeräten». Umgekehrt lassen sich die Gebildeten jener Jahre wenig schmeichelhaft über die hinter ihnen liegende Zeit aus. Am humanistischen Etikett des «finsternen Mittelalters» leidet die Epoche bis heute. Es bleibt nicht ohne Ironie, dass nun auch die Renaissance selbst zum Opfer verkürzter Vorurteile wird. Natürlich war ein Papst Alexander VI. (1492–1503) aus dem Geschlecht der Borgia ein käuflicher Kirchenfürst, der sich mit Mätressen vergnügte und seine Familie hemmungslos mit Pfründen versorgte. Gleichzeitig muss man ihn in seiner Zerrissenheit als modernen Menschen begreifen, der ebenso kunstsinnig wie sittenlos war.

Filmreife Abbitte

Die Humanisten der Renaissance waren so etwas wie die 68er des Mittelalters. Sie rissen die Fenster auf, um kräftig durchzulüften. Mief und Moral waren von gestern. Mit dem Rückgriff auf die Antike wird das Denken der Gegenwart revolutioniert. Und wie so oft führt die Befreiung auch zur Entfesselung des Menschen. Alexander VI. Borgia mag hier als Perversion des Renaissancemenschen durchgehen.

Aber es gibt eben auch die anderen Beispiele, wie jenes von Pius II. (1458–1464), «mit dem die Renaissance begann». Der Freiburger Historiker Volker Reinhardt widmet dem Dichterpapst sein jüngstes Buch.* Vor seiner kirchlichen Laufbahn diente Enea Silvio Piccolomini verschiedensten weltlichen und geistlichen Herren. Am Konzil von Basel (1431–1449) kann er erstmals durch seine Geistesgaben bestechen: «Er kommt, spricht und siegt» (Volker Reinhardt).

Mit ihm besteigt ein neuer Typus den Heiligen Stuhl, ganz anders als sein Vorgänger, der mittelalterlich geprägte Kalixt III. Der Regierungsstil von Pius II., schreibt Reinhardt, «war ganz von den Vorlieben und den alles beherrschenden Selbstdarstellungs-Bedürfnissen des Herrschers bestimmt». Man kann es drehen und wenden, wie man will: Ohne solche Figuren wäre die Welt um einige Kunstschatze ärmer. In der ganzen Debatte um den «Protz-Bischof» von Limburg ist jedenfalls ein Vorwurf nicht erhoben worden: dass der Umbau und die Innenausstattung des Bischofssitzes ohne Sinn für Ästhetik erfolgt wäre. An anderer Stelle würde man das Zusammenspiel von mittelalterlicher Bausubstanz und zeitgenössischer Architektur durchaus würdigen.

Pius II. war ein Mann voller Widersprüche. Vom Kritiker des Papsttums wandelte er sich nach einer filmreifen Abbitte zum machtbewussten Oberhaupt der Kirche. Ehe er endgültig den klerikalen Weg einschlug, verfasste er schlüpfrige Komödien und böse Satiren. Kurz: Mit einer solchen Biografie würde heute keiner mehr zum Papst. Eigentlich schade. Denn die Kirche hätte durchaus eine Schwäche

für grosse Sünder. Petrus selbst ist das beste Beispiel: In entscheidenden Momenten erwies er sich als kleingläubig und feige. Paulus wiederum wandelte sich vom Christenverfolger Saulus zum schliesslich wichtigsten Propagandisten der neuen Religion.

Was soll mit Bischof Tebartz passieren?

Auch die Vita des heiligen Franz von Assisi (um 1182 – 1226), dessen Name der neue Papst angenommen hat, kommt nicht ohne Brüche aus. Der junge Francesco war zunächst ein sorgloser Lebemann. Es folgte eine radikale Umkehr. Mit Sinn für Theatralik warf der Bekehrte Tuchrolle um Tuchrolle aus dem Fenster seines elterlichen Hauses. Mit diesem Akt löste er sich von allen irdischen Gütern, um künftig in freiwilliger Armut mit und für die Armen zu leben. Darf man in der allgemeinen Franziskus-Euphorie anmerken, dass hier einer nur das von den Eltern erschaffene Erbe wortwörtlich zum Fenster hinausschmiss? Und lebt ein Armer besser, wenn sich die Kirche arm macht? Oder sollte sie sich nicht eher eine Scheibe Calvinismus abschneiden und den Armen einen Weg eröffnen, damit sie sich aus ihrem Schicksal befreien können?

Was soll nun mit Bischof Franz-Peter Tebartz-van Elst passieren? Unsere Zeit hat wenig Geduld mit Gefallenen. Die Kirche sollte sich dagegen auf ihre grosse Tradition besinnen: Sie ist eben da für die Aussätzigen, für die Sünder und Reumütigen. Dass der Limburger Badewannen-Kleriker jetzt als Kronzeuge wider die Renaissance-Kirche gebraucht wird, zeugt indes von einem kleinkarierten Verständnis jener Zeit: Es war die Renaissance, die die Türe aufgestossen hat zur Moderne.

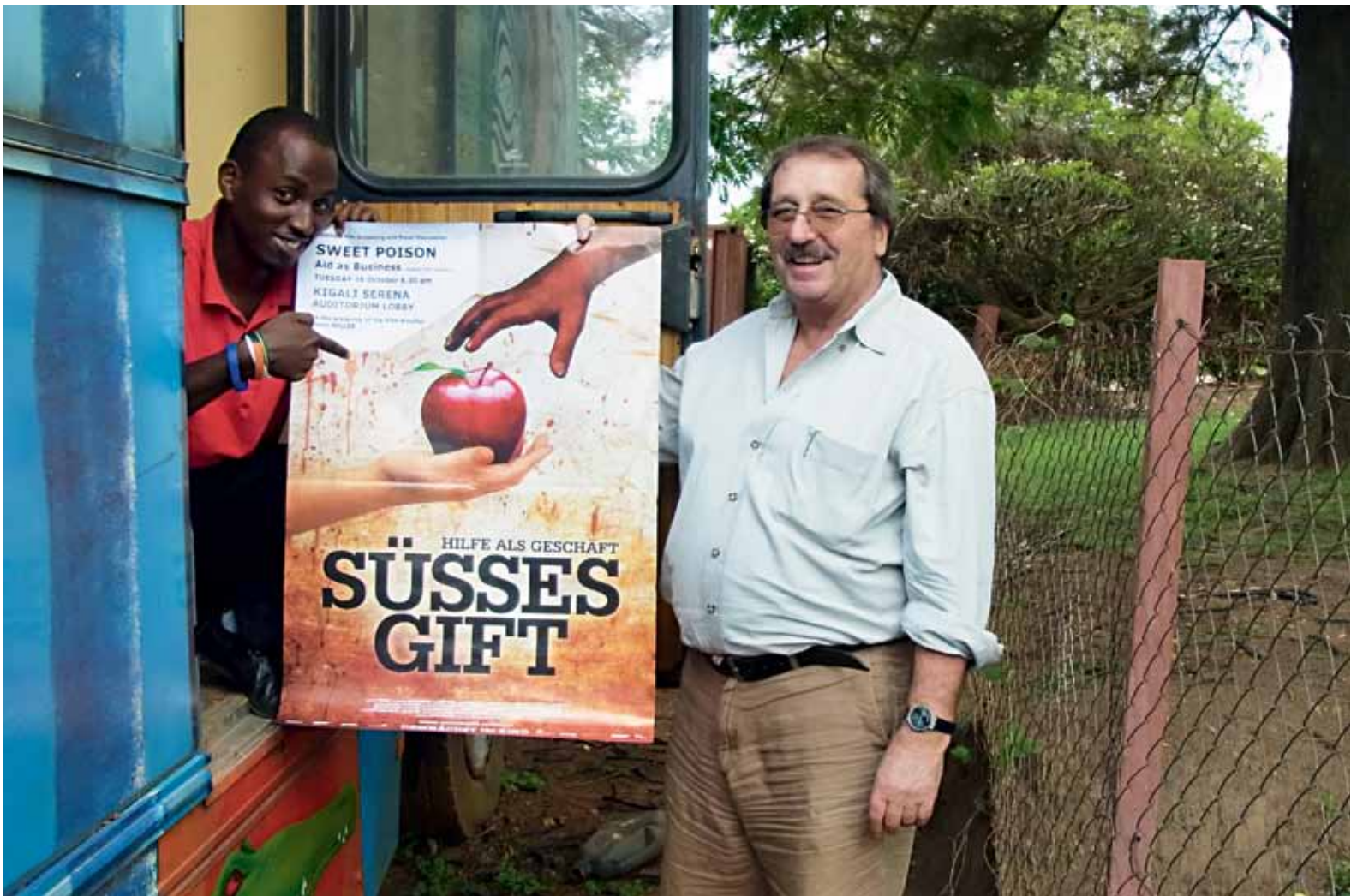
* Volker Reinhardt: Pius II. Piccolomini. Der Papst, mit dem die Renaissance begann. C. H. Beck. 392 S., Fr. 37.90



Exzellente Gaumenfreuden

Waldhaus Flims Mountain Resort & Spa
www.waldhaus-flims.ch | info@waldhaus-flims.ch





Entwicklungshilfe mache beide Seiten süchtig: Regisseur Heller (rechts) in Kigali.

Fischernetze für Ziegenhirten

Seit über dreissig Jahren beschäftigt sich der preisgekrönte Dokumentarfilmer Peter Heller mit Afrika. Sein letztes Werk ist eine messerscharfe Abrechnung mit der Entwicklungshilfe. Durch die Schiffskatastrophe vor Lampedusa haben seine Erkenntnisse an Brisanz gewonnen. *Von Rico Bandle*

Den Entwicklungshelfern bleibt ob ihres Versagens nur noch die Selbstironie. «Unser Prinzip lautet: Weshalb jemandem ein Fahrrad geben, wenn man ihm auch einen Mercedes geben kann?», sagt ein Mitarbeiter der staatlichen norwegischen Entwicklungshilfe. Und eine deutsche Agrarexpertin: «Hilfe zur Selbsthilfe ist nur Theorie – niemand macht sich gerne überflüssig.» Die beiden gehören zu den wenigen Weissen, die im Film «Süßes Gift» zu Wort kommen. Sonst reden nur Einheimische. Und die verlieren kaum ein gutes Wort über die gutgemeinte Hilfe aus dem Norden. «Schädlich» sei die Entwicklungshilfe für Afrika, «sehr gefährlich», ja, gar von einem «bösen Virus im afrikanischen Betriebssystem» reden sie.

Der mehrfach preisgekrönte Dokumentarfilm des Münchners Peter Heller kam letzten November in die Kinos, mit dem Schiffsunfall vor Lampedusa ist er wieder in den Fokus der Öffent-

lichkeit gerückt. Heller reist von einem Festival zum nächsten, in TV-Talkshows, auf Kongressen und Podien ist er ein gefragter Mann.

Helfer löschen Filmmaterial

In «Süßes Gift» zeigt er anhand von drei Fallbeispielen, welchen Schaden die Entwicklungshilfe in den letzten fünfzig Jahren angerichtet hat: ein Staudammprojekt mit Zwangsumsiedlungen in Mali, eine industrielle Baumwollplantage in Tansania und ein Fischereiprojekt am Turkkanasee in Kenia. «Ich hätte noch skandalösere Beispiele gehabt, doch ich habe Projekte gewählt, bei denen altes Filmmaterial vorhanden war, so dass ich die Entwicklung der letzten dreissig Jahre auch zeigen konnte.» In Archiven der staatlichen Entwicklungshilfe in Deutschland seien alte Projektvideos systematisch gelöscht worden, um zu vertuschen, was alles angerichtet wurde.

Seine drei Beispiele sind noch immer spektakulär genug. Insbesondere beim Fischereiprojekt in Kenia erscheint die Naivität der Entwicklungshelfer besonders ausgeprägt. Die staatliche norwegische Hilfsorganisation siedelte hungernde Bergnomaden an den Turkkanasee um und wollte sie zu Fischern machen. Leute, die den See zuvor noch nie gesehen hatten und Fische für eklige Schlangentiere hielten. Mit dem ersten Fisch-Geld kauften die Nomaden wieder Ziegen und gingen zurück in die Berge – bis zur nächsten Dürre. Eine riesige, luxuriöse Fischverarbeitungsfabrik zur Herstellung von Tiefkühlfisch – alles von den Norwegern bezahlt – wurde zwar fertiggestellt, aber nie in Betrieb genommen. Den Nomaden geht es heute schlechter als vor dem Start des Entwicklungsprojektes.

Der Film kommt ohne Hintergrundkommentar aus, das ganze Desaster geht aus den Schilder-

rungen der betroffenen Bevölkerung hervor. «Es gibt unzählige Filme über Afrika und die Entwicklungshilfe, immer wird alles schulmeisterlich von Westlern erklärt, die Einheimischen bleiben Statisten.» Für Heller ein Ärgernis. Er zeigt die Afrikaner als eigenständige Persönlichkeiten, die man nicht bevormunden muss, die ihr Schicksal selbst in die Hand nehmen können. Der Film ist eine Liebeserklärung an einen unterschätzten Kontinent: Die Bilder sind überwältigend schön, die kulturelle Vielfalt lässt Europa wie eine Einöde erscheinen. Wobei der Stolz – ein zentrales Thema im Film – bei vielen afrikanischen Völkern angekratzt ist. Als arm bezeichnet zu werden, sei einst eine Beleidigung gewesen. Heute kämpften alle darum, als arm zu gelten, nur dann gebe es Hilfe. Auch sonst habe die importierte Grathilfe die Menschen lethargisch und abhängig gemacht. Das sagt nicht ein westlicher Politiker, das sagen die Afrikaner im Film selbst.

In Hellers Büro in München türmen sich die Projektordner, an einer Tafel ist der Ablauf für einen neuen Film grob skizziert. Die vielen Referate und Auftritte, die er zurzeit absolviert, erachtet er eher als Pflichtübung. Lieber redet er über die zunehmende Schwierigkeit, als Dokumentarfilmer zu arbeiten, den Papierkrieg mit den Förderstellen, der mehr Zeit in Anspruch nehme als das Filmen selbst. Trotz seines Erfolgs hangelt er sich finanziell noch immer von einem Film zum nächsten.

Hellers Entwicklung ist typisch für einen Künstler aus dem 68er Milieu. Anfangs war er ideologisch geprägt, wollte an der revolutionären Befreiung teilhaben und reiste nach Abschluss der Münchner Filmhochschule nach Lateinamerika, wo er bei einem TV-Sender in Bogotá arbeitete. Nach einigen Jahren wechselte er seinen Fokus nach Asien, «das war damals Mode», drehte einen Film über die Emanzipationsbewegung von Muslimfrauen in Pakistan und arbeitete beim Fernsehen in Malaysia. Erstmals mit Afrika in Kontakt kam er 1974. Er drehte einen Film über den deutschen Kolonialismus. «Da geschah etwas Seltsames. Ich verstand mich mit der einheimischen Be-

völkerung in Tansania wunderbar, was in Asien nie der Fall war.» 1978 drehte er einen Film über ein Baumwolldorf, dessen Entwicklung er die nächsten dreissig Jahre verfolgen sollte. Die Aussage entsprach dem Zeitgeist: Die Afrikaner sind arme Leute, die vom Westen ausgebeutet werden. Immer wieder reiste er nach Afrika, drehte mehr als dreissig Filme über den Kontinent.

Über die Jahre kam er vom simplen Opfer-Ausbeuter-Schema mehr und mehr ab. In «Süßes Gift» steckt seine gesamte Afrika-Erfahrung. Der Film zeigt keine Momentaufnahme, sondern ist eine Langzeitstudie – und darin liegt die Stärke und Glaubwürdigkeit des Films.

«In Europa sind sie niemand»

Von einem Meinungsumschwung will Heller aber nichts wissen. Zwar hätten früher Hilfsorganisationen manchmal seine Arbeiten mitfinanziert, die Haltung der Entwicklungshelfer vor Ort habe ihn aber seit je gestört. «Alle paar Jahre war ich in Afrika, und jedes Mal traf ich dieselben Leute an, die dieselbe Arbeit machten, nur das Hilfswerk hatten sie gewechselt. Für sie ist die Entwicklungshilfe ein Dauerzustand.» Ihm sei klargeworden, dass die Hilfe auf beiden Seiten süchtig mache. Nicht nur die Afrikaner würden abhängig, auch die Helfer kämen nicht mehr von ihrer Rolle los. «In Afrika sind sie wichtig, verkehren mit Diplomaten und Politikern, haben einen Swimmingpool im Garten. In Europa sind sie niemand.»

Der Anstoss zu «Süßes Gift» kam von Hellers Produzent. Dieser schlug vor, einen Film über das Engagement von Stars wie Angelina Jolie oder Madonna in Afrika zu drehen. Heller begann zu recherchieren, führte ein zweistündiges Streitgespräch mit dem Rockmusiker und Live-Aid-Gründer Bob Geldof – und blies das Projekt dann ab. «Das wäre nicht wichtig genug gewesen.» Stattdessen wollte er einen Film über fünfzig Jahre Entwicklungshilfe aus der Sicht der Afrikaner machen. «Über 500 Milliarden Dollar hat man in den letzten fünfzig Jahren als Entwicklungshilfe nach Afrika transferiert, mit dem Resultat, dass es den

Menschen in vielen Regionen schlechter geht als zuvor. Diese miserable Bilanz wurde zwar in Büchern alle zwanzig Jahre von jemandem thematisiert, noch nie aber in einem Film.»

Während der Projektphase sei er von Entwicklungsorganisationen als «Verräter» beschimpft worden, heute reagierten nur noch regierungsnahe Organisationen negativ. Die anderen argumentierten, dass sie eben genau nicht so arbeiten würden. Ein einziges erfolgreiches Entwicklungsprojekt wird im Film erwähnt – ausgerechnet eines aus der Schweiz. Das Bio-Baumwoll-Projekt in Tansania der Firma Remei AG, die die Baumwolle für Coop-Naturaline liefert, sei vorbildlich: Es wird lokales Know-how genutzt, die Bauern können ihre Ware zu festen Preisen abliefern, ansonsten müssen diese aber eigenständig wirtschaften. Und: Die Baumwolle werde im Land selbst von Einheimischen weiterverarbeitet. Anfangs machten ein paar Dutzend Bauern mit, mittlerweile rund 2500. Dass dies ein Projekt eines Unternehmers und nicht einer Entwicklungsorganisation ist, dürfte kein Zufall sein.

Für die Zukunft Afrikas ist Heller optimistisch, trotz den negativen Folgen der Entwicklungshilfe. «Der Kontinent ist unglaublich reich, in vielen Regionen beginnen die Einheimischen selbst zu handeln und sich nicht mehr auf internationale Hilfe abzustützen.» Dass dadurch die befürchtete Massenemigration nach Europa ausbleiben könnte, glaubt er aber nicht. «Wenn man die Wanderungsbewegung der afrikanischen Ethnien in den letzten paar hundert Jahren und die aktuelle demografische Entwicklung anschaut, so ist völlig klar, dass Europa früher oder später «afrikanisiert» wird.» Er sagt dies allerdings mit der Gelassenheit eines grossen Afrika-Freundes. Diese langfristige Bewegung sei kaum aufzuhalten, sagt er – und man sieht ihm an, dass er jene Politiker, die diese Entwicklung durch irgendwelche Grenzsicherungen aufhalten wollen, für ebenso naiv hält wie die Entwicklungshelfer, die hungernde Bergnomaden zu Fischern machen wollen.

Peter Heller: Süßes Gift – Hilfe als Geschäft.
2012. 89 Min. Auf DVD erhältlich

"Italienische Haut Cuisine und die Weltbesten Weine"



Selezione Primi Piatti

ab CHF 160.- bis CHF 845.- Inkl. MwSt.
(In 4 Varianten verfügbar)



Selezione Sapori

ab CHF 310.- bis CHF 1'010.- Inkl. MwSt.
(In 4 Varianten verfügbar)



Selezione Salmone

ab CHF 315.- bis CHF 925.- Inkl. MwSt.
(In 4 Varianten verfügbar)

Weihnachtsgeschenke
2013

Für nähere Informationen besuchen Sie
WWW.ARVI-PECK.CH




ARVI SA Via Pedemonte 1 CH-6818 Melano
091 649 68 88 - info@arvi.ch - www.arvi.ch

Geschäftsmodell Entwicklungshilfe

Die Schweizer Entwicklungshilfe wächst und wächst. Die Apparate expandieren, immer mehr private Firmen profitieren von der Geldflut. Es ist schwierig bis unmöglich, sich ein Bild von der Wirksamkeit der Hilfe zu machen. *Von Kurt Pelda*



Teurer Durchlauferhitzer: Wasserstelle im jordanischen Flüchtlingslager von Zaatari.

Uno-Organisationen, private Hilfswerke und unzählige Berater freuen sich, wenn die Schweiz die Entwicklungshilfe erhöht. Bis 2015 soll ihr Anteil auf 0,5 Prozent des Bruttosozialprodukts steigen. 2012 waren es bereits mehr als 2,8 Milliarden Franken, wovon allein 614 Millionen Franken für Hilfe an Asylsuchende verwendet wurden. Mit mehr als 1,8 Milliarden Franken entfiel der Löwenanteil auf die Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza), die staatliche Hilfsagentur.

Was fängt die Deza mit so viel Geld an? Antwort: Sie macht immer weniger selber und verteilt immer mehr an internationale Organisationen und private Hilfswerke. So hat sich die multilaterale Hilfe, also die Beträge, die zum Beispiel an Uno-Organisationen fliessen, in den letzten zehn Jahren mehr als verdoppelt. Noch krasser sieht es bei der bilateralen Hilfe aus: Hier haben sich die Deza-Beiträge an sogenannte Partnerorganisationen im selben Zeitraum fast verfünffacht.

Wie das Geschäft funktioniert, beschreibt eine ehemalige Entwicklungshelferin, die während Jahren für eine grosse schweizerische Hilfsorganisation in Schwarzafrika arbeitete und ihren Namen nicht in der Zeitung lesen möchte. Ihre Aussagen: «Meine Aufgabe war es, Aufträge für Projekte an Land zu ziehen. Bei jedem Auftrag behielt unser Hauptsitz in

der Schweiz einen bestimmten Prozentsatz als Entschädigung für die Verwaltungskosten. Als Richtwert können 8 Prozent der Projektsumme gelten, manchmal sind es aber auch mehr. Ob das Projekt sinnvoll war oder nicht, interessierte uns nicht. Es ging einfach bloss um die 8 Prozent. Meistens vergaben wir die Aufträge dann sofort weiter an lokale Partnerorganisationen, die natürlich ebenfalls Verwaltungskosten berechneten.» Durch die Kaskade von Unteraufträgen wird es nicht nur schwieriger, die Mittelverwendung und den Projekterfolg zu kontrollieren, sondern mit jeder Zwischenstufe multiplizieren sich auch die sogenannten Overhead-Kosten. Es handelt sich also oft um reine Geldverschwendung.

Mehr Lohn für mehr Personal

Ein typisches Beispiel? Die offizielle Schweiz unterstützte Unicef, das Kinderhilfswerk der Uno, letztes Jahr mit rund 30 Millionen Franken. Unicef ist eine wenig transparente Organisation. Es ist schwierig bis unmöglich, sich ein Bild von der Wirksamkeit der Hilfe zu machen. Der Anteil der Verwaltungskosten (inklusive Mittelbeschaffung) liegt bei schätzungsweise 11,7 Prozent der gesamten Ausgaben, doch so genau weiss das niemand, weil man sich in dem höchst rudimentären Jahresbericht keinen detaillierten Überblick über die Finanzen von

Unicef verschaffen kann. Eine halbe Million Franken des Schweizer Unicef-Beitrags soll syrischen Flüchtlingskindern in Jordanien zugutekommen, unter anderem für die Wasserversorgung im riesigen Flüchtlingslager von Zaatari. Dort leben mehr als 120 000 Syrer in der Halbwüste. Wasser muss mit Tanklastwagen

«Ob es sinnvoll war oder nicht, interessierte uns nicht. Es ging einfach um die 8 Prozent.»

herangeschafft werden. Allein die Wasserversorgung kostet Unicef 75 Millionen Dollar im Jahr. Doch Unicef hat dieses Geschäft an die französische Organisation Acted ausgelagert, die allein für den Verwaltungsaufwand 7 Prozent berechnet. Acted testet zwar das angelieferte Wasser, doch das Heranschaffen der Wassermengen überlässt das Hilfswerk lokalen und gewinnorientierten Transportunternehmern. Das Geld aus der Schweiz fliesst also zuerst an Unicef, dann an Acted, und nur ein Teil davon landet am Schluss bei den eigentlichen Leistungserbringern.

Nun kann man argumentieren, dass Outsourcing wie in der Privatwirtschaft die Effizienz durchaus erhöhen kann. Gewinnorientierte Unternehmen reduzieren in der Regel ihre Personalkosten, wenn sie Geschäftsbereiche auslagern. Ganz anders sieht das aber bei der Deza aus. 2002 führten Partner wie Helvetas oder Swisscontact erst einen kleinen Teil aller Deza-Projekte aus. Ihr Anteil am Gesamtwert der bilateralen Hilfe betrug damals gerade einmal 24 Prozent. 2012 waren es aber schon fast 82 Prozent. Den grössten Teil der Hilfe hat die Deza in diesem Zeitraum also ausgelagert. Nur noch 192 Projekte mit einem Volumen von 82,5 Millionen Franken erledigten die staatlich besoldeten Helfer in Eigenregie. Das waren weniger als 5 Prozent der Gesamtausgaben.

Der Personalbestand hat sich in diesen zehn Jahren aber nicht verringert, im Gegenteil. Ende September waren es am Berner Hauptsitz 349 Vollzeitstellen und im Ausland 153. Hinzu kamen 1233 Stellen im Ausland, die mit Einheimischen besetzt sind. Die gesamten Lohnkosten sind trotz Outsourcing sogar deutlich gestiegen. Mit gleichem Personalbestand führt die Deza heute nur noch einen kleinen Bruchteil ihrer Projekte aus. Sie ist zu einem teuren und ineffizienten Durchlauferhitzer für Steuergelder geworden. ○

Traum paar der Schädelforschung

Mit ihren Untersuchungen an prähistorischen Knochen haben Marcia Ponce de León und Christoph Zollikofer Weltruhm erlangt. Dank den Erkenntnissen der Zürcher Evolutionsbiologen muss die Geschichte der Menschheit neu geschrieben werden. *Von Alex Reichmuth*

Einmal auf dem Titelblatt von *Science* sein – dieser Traum ist letzte Woche für Marcia Ponce de León und Christoph Zollikofer Wirklichkeit geworden. Die Arbeit der beiden Evolutionsbiologen der Universität Zürich ist denn auch bahnbrechend. Die beiden haben die Schädel von Frühmenschen vermessen, die in der Ruinenstätte Dmanisi in Georgien ausgegraben wurden. Von dort stammen die ältesten menschlichen Fossilien, die je ausserhalb Afrikas gefunden wurden. Fast zwei Millionen Jahre sind diese alt. Die Zürcher Forscher konnten anhand dieser Schädel nachweisen, dass es damals in Westasien und Afrika nur eine Art der Gattung Homo gegeben hat, den Homo erectus. Bislang waren Anthropologen aufgrund unterschiedlich ausgeprägter Merkmale bei erhaltenen Knochen davon ausgegangen, dass der Stammbaum des Menschen aus mindestens drei Arten von Frühmenschen bestehe. Jetzt aber muss die Geschichte unserer Vorfahren neu geschrieben werden.

Ponce de León und Zollikofer sorgen nicht zum ersten Mal für wissenschaftliche Schlagzeilen. Mit einer neuen Art, Knochen und Fossilien zu vermessen, konnten sie die Forschung über die sogenannten Hominiden wesentlich voranbringen. Schon viermal schaffte es das Traumpaar der Schädelforschung auf die Titelseite von *Nature*, der zweiten grossen Wissenschaftszeitschrift. Sie verliessen die Pfade der traditionellen Anthropologie, wo Knochen noch mit Messzirkeln und Schublehren vermessen wurden, und erfassten die Schädel der Urmenschen mittels moderner Computertomografie. Das ermöglichte ihnen, problemlos die Abstände charakteristischer Punkte auf den Knochenteilen zu ermitteln.

Zerquetschte Köpfe

Eindrücklich ist die virtuelle Rekonstruktion von Schädeln, die im Laufe der Zeit durch das Gewicht von Erdschichten verformt wurden: Am Bildschirm entstehen aus zerquetschten Köpfen im Nu wieder gerade Schädel. Solche Rekonstruktionen ermöglichen Vermessungen, die an den Originalen nicht mehr durchzuführen sind. Aufgrund von Knochenfunden konnten die beiden Zürcher Forscher auch die Geburt eines Neandertalerbabys simulieren und nachweisen, dass die Bewegung des Babykopfs durch den Geburtskanal gleich sein musste wie beim modernen Menschen.

Auch heute, da die Computertomografie in der Schädelforschung längst zum Standard

geworden ist, suchen Christoph Zollikofer und Marcia Ponce de León ständig nach neuen Ansätzen aus anderen Fachgebieten, um die Anthropologie voranzubringen. Um zu begreifen, warum die Neandertaler ausgestorben sind, modellieren sie Populationen von Hominiden und bedienen sich dabei ähnlicher Methoden, wie sie Astronomen zum Verständnis von Galaxien verwenden.

Sie hätten ihre Forschung nie nach den Koryphäen ihres Fachgebietes ausgerichtet, betont Ponce de León, sondern immer versucht, eigene Akzente zu setzen und damit den Mainstream zu verlassen. Nie gaben sie sich mit dem Erreichten zufrieden. «Unsere vielfältigen Interessen trieben uns immer aus der Bequemlichkeit heraus», sagt Zollikofer. Er könne sich nicht vorstellen, ein Forscherleben lang nur einen Aspekt von Fossilien zu erforschen, wie es viele Kollegen machten. «Während Jahrzehnten nur Zähne von Frühmenschen studieren ist nicht meine Sache.»

Flair für Mathematik und Musik

Breit interessiert waren die beiden Wissenschaftler der Universität Zürich schon immer: Ponce de León studierte ursprünglich Ingenieurwissenschaften und fand erst später zur Biologie. Das Flair für technische Methoden brachte sie in die Evolutionsforschung mit –

zu ihrem Vorteil. «Die meisten Biologen haben eben nicht gerne Mathematik», meint die aus Bolivien stammende Wissenschaftlerin. Auch Zollikofer ist vielseitig begabt, hat er doch auch ein Musikstudium abgeschlossen. Er vertiefte sich lange Zeit in die Neurobiologie und erforschte Ameisen – bereits damals mit Methoden der Informatik.

Begonnen hat die Zusammenarbeit von Zollikofer und Ponce de León vor über zwanzig Jahren. An einem Seminar für Computergrafik sei ihnen klargeworden, dass die Informatik ungenutzte Möglichkeiten bereithalte, um Fossilien zu erforschen. Sie beantragten beim Nationalfonds Geld für ein gemeinsames Projekt und arbeiten seither fast symbiotisch zusammen. Die beiden teilen sich das Büro, führen zusammen eine wissenschaftliche Gruppe und halten gemeinsame Vorlesungen. Er und seine Kollegin seien enge Freunde und trafen sich zuweilen auch ausserhalb der Universität – zu einem Abendessen. Der Gesprächsstoff dürfte ihnen angesichts ihrer vielfältigen Interessen nicht ausgehen. ○

«Unsere vielfältigen Interessen trieben uns immer aus der Bequemlichkeit heraus.»



Eigene Wege: Wissenschaftler Zollikofer und Ponce de León.

Ungeheuer des Schienenstranges

Die meisten Kilometer. Das dichteste Netz. Seit dieser Woche ist es offiziell. Die Schweizer sind erneut Weltmeister im Bahnfahren. Doch wer in den Zug steigt, reist bisweilen an die Grenzen des Erträglichen. Notizen eines Pendlers. Von Urs Gehrig und Kornel Stadler (Illustration)

Vielleicht fangen wir am besten in Underholz an mit unserer Zugfahrt, acht Fahrminuten von Bern. Ein Dutzend Kilometer im Tunnel unter der verschlafenen Agglomeration Bern-Ost durchgepfeilt, jetzt im offenen Acker aufgetaucht. Rundum haben Passagiere ihre Esswaren auf Tischchen und Knien ausgebreitet und machen sich über die Schnellkost her. Es dampft, es dünstet, es wird gekaut und geschmatzt, geschlürft und gegurgelt.

Mittwochmittag, IC Bern–Zürich, 2. Klasse, Oberdeck. Unterwegs an die Redaktionssitzung. Draussen fetzt der Herrenwald vorbei.

«Schweizer sind Weltmeister im Bahnfahren», hat der Internationale Eisenbahnverband vor Tagen vermeldet. Durchschnittlich 2274 Kilometer haben wir im letzten Jahr mit der Bahn zurückgelegt. Rekord! Das macht uns niemand nach, nicht einmal die Japaner, die als Ferofanatiker gelten.

Der Stolz verblasst beim Blick in die Wagentiefe. Auf dem Sitz nebenan hat sich ein Mann mit laufender Nase und kränkelndem Teint am Fenster eingeknistet. Erster Vorbote des Winters?

Irgendwo schnabuliert einer Nasi Goreng, man riecht die scharfe Sauce im ganzen Wagen. Da drüben reisst einer ein Sandwich. Wozu Kiefer imstande sind! Und dort gabelt eine Studentin Salat aus der Plastikschiene. Seit man die grossen Bahnhöfe in Fressbuden verwandelt hat, schleppen Zehntausende ihre Nahrung in die SBB. Die Menge, die eine Zugladung Pendlers durch ihre Därme jagt! Ein ganzes Dorf liesse sich ernähren damit.

Bis hinauf in die Nase

Im Halbminutentakt zieht der Typ nebenan den rinnenden Schnodder retour bis hinauf in die Stirnhöhle. Hätt ich bloss ein Taschentuch dabei.

Region Herzogenbuchsee. Bei den Picknickern stellt sich jetzt wohliges Sättigungsdämmern ein, zufriedener Blick auf die elastischen Bäuche. Am Rundtisch neben der Bordtreppe jassen vier Walliser bei einer Flasche Weissen. Am helllichten Tag! Sie haben dicke Luft wegen einer falsch gespielten Karte. Der Fehlbare versucht sich zu erklären, doch die anderen lassen nichts gelten: «Der Hetti und der Weltti sind Brieder gsi – und beedi sind geschtorbe.»

Am schönsten ist Zugreisen um sechs Uhr früh, da sind die Wagen noch frisch, die Sitze sauber gesaugt, die Scheiben klar geputzt, da

duftet nur der Becherkaffee. Für alle, die sich erst um sieben Uhr aufmachen, beginnt der Verdrängungskampf bereits im Bahnhof. Bahnhof! Er muss, früher einmal, die Pforte zur Freiheit gewesen sein. In seiner Halle brauste der Zauber der weiten Welt wie in der Muschel das Meer. Heute sind Bahnhöfe Aufmarschgebiete eines kriegerischen Pendlervolks: vom Bett in den Dienst, vom Dienst ins Bett, dazwischen die Kampfzone auf dem Schienenstrang.

Bereits auf dem Perron stellen sich die Formationen auf: Frauen, Männer, einander alle feind. Gleich beginnt das Rennen um die Sitzplätze, gleich wird abgedrängt und weggekegelt. Auf das Wagentor, fertig, los!

Und ewig rinnt die Nase. Hat denn niemand Erbarmen? Reicht dem Mann ein Taschentuch! Hätt ich mich doch lieber bei den kreischenden Kindern im Familienwagen eingepfercht. Dabei musste ich meinen Platz hier erobern. Gleich drei Sitze hatte der tiefende Katarrh-Pendler in Beschlag genommen, hatte mit Jacke, Mappe und Spreizbein den Eintritt ins Abteil versperrt.

Sperrsitzer gehören zu einer üblen, aber leider verbreiteten Spezies im Zugalltag. Nervig, aber harmlos sind Schausitzer, die erhaben und selbstverliebt nach visueller Aufmerksamkeit trachten. Ein Ärgernis sind Breitsitzer und Quersitzer. Ebenso Schlafsitzer, die, kaum abgessen, einnicken und den Ellbogen oder das Bein ausfahren. Noch schlimmer sind Gepäcksitzer. Bei ihnen sitzt das Gepäck am liebsten neben dem Besitzer; alle paar Minuten wird es eines kummervollen Blicks gewürdigt, ob es auch wirklich bequem reist auf dem Stoffsitz. Am schlimmsten ist die Mischung aus Sperrsitzer und falschem Schlafsitzer, jener Typus also, der das Abteil mit Mappe und Mantel strategisch ausgeklügelt in eine Sitzburg verwandelt und sich dazu noch schlafend stellt. Er lässt sich nur mit der verbalen Brechstange in die Schranken weisen. Zum Beispiel mittels der läppischen Suggestivfrage, in herrischem Ton vorgetragen: «Hat Ihre Mappe auch ein Billett gelöst?»

Der Vollständigkeit halber ist die Sitztypologie des Pendlerstroms durch eine ganz besondere Spezies zu ergänzen, die man allerdings kaum wahrnimmt, weil sie auf eigentümliche Weise mit dem Sitz verwachsen scheint: der Dauersitzer. Er bleibt sitzen, wenn der letzte Fernpendler aussteigt, und steigt in Romanshorn oder Genf-Cointrin sofort wie-

der in den nächsten Zug. Häufig handelt es sich beim Dauersitzer um einen Fahrgast der Rentnerkategorie, die durch die halbe Schweiz gondelt, ein Heftli liest, ein Käffeli trinkt, Fensterkino schaut und durch zielloses Reisen anderen den Platz wegnimmt.

Es schnäuzt sich der Kranke nebenan. Aha, hat er doch ein Taschentuch gefunden! Unter Ächzen und Prusten trompetet er seinen Schnodder hervor. Seelenruhig deponiert er nun das Taschentuch mit dem Auswurf, rudimentär eingefaltet, auf dem Fenstertischchen, wo es die Bazillen kaum erwarten können, einen neuen Wirt zu befallen. Frauen machen das nur selten, dieses Sichausbreiten und Sichverbarrikadieren in den Sitzen. Dafür feilen sie Nägel, ziehen vor klitzekleinen Handspiegeln die Lippen nach, und



Je satter und wohliger ein Fahrgast ist, desto

wenn sie einnicken, gleitet ihnen nicht selten die Unterlippe weg, was den ganzen Zauber zerstört, den eine Frau versprühen kann.

«Jo, do isch d Fabienne, du hesch mir probiert azlüte ...» Es telefoniert eine junge Frau mit pechschwarzer Gundel-Gaukeley-Frisur zwei Abteile weiter vorn. «Nei, i bis, d Fabienne, du hesch mir zwöi Mou probiert azlüte ... Hallo? Wo bisch?» Tunnel. Endlich Ruhe. Jetzt erst fällt mir der Typ vis-à-vis auf. Interessantes Gesicht, das Haar strähnig, verwiterte Dirigentenmähne, dürre Spreizfinger, die wie Vogelspinnenbeine zum Takt seiner Kopfhörerbeschallung über den Oberschenkel kriechen. Skeptisch beäugt er durch seine ungemein dicken Brillengläser die langsam kauende Salatstudentin. Ein Leidensgenosse?

Putzen, bohren, penetrieren

Oltén. Halbzeit. Die Sonne bricht ein, schnell ein Blick auf die Aare, auf die verschlafene Altstadt. Oben in den Hügeln sieht man den Riesen vom Jura liegen.

Gösgen. Majestätisch qualmt das AKW. Jetzt beginnt die Phase der Putzer und Bohrer. Je satter und wohlicher ein Fahrgast ist, desto

hemmungsloser widmet er sich dem eigenen Körper. Auf dem Haarboden kratzen, ist beliebt, auch Ohren sind eine präferierte Erkundungszone, nichts jedoch verdient ähnliche Aufmerksamkeit wie die Nase. Kein Exemplar zu fein, um nicht mit einem Zeigfinger penetriert zu werden. Auch das hinterste Partikel will freigebohrt sein. Unvorstellbar, was da unter gymnastischer Verrenkung des Handgelenks zu Tage gefördert wird.

Eine Zugfahrt ist eine rollende Wanderausstellung: «Der Mensch». Sie dokumentiert nicht bloss die grotesken Variationen seiner Körpersprache, sondern auch sein Innenleben. In der trügerischen Anonymität der Masse gibt der Mensch besonders am Telefon alles preis: Firmeninternes, Krankengeschichten, Ehestreitereien, Intimitäten der letzten Nacht – mit einer Nonchalance. Gotteserbarmen!

«Ja, do isch d'Fabienne, Chrigä, hallo. Was meinsch? Ja, da het mi haut nid atörnt, dä mit sim Ranze. De bini go Zähnn putze, um die zwölfi ume, halbi eis.»

Die Mitreisenden müssen mithören, wohl oder übel. Niemand macht Psst! Niemand fordert das Recht auf Ruhe ein.

Die Dirigentenmähne vis-à-vis beugt sich vor, greift sich an den Fuss. Er wird doch nicht etwa? Doch! Einen Schuh um den anderen zieht er aus und lässt die Socken dünstén.

Die Manieren auf dieser Strecke seien gut, sagt die Schaffnerin, um die vierzig, die bei der SBB Zugassistentin heisst. Schlimm sei es im Welschland in der Nacht. Da werde man angepöbelt. Frech sein gehe ja noch. Sie zeigt zuerst aufs linke, dann aufs rechte Ohr: «Das geit hie ine und dört use.» Aber wenn es handgreiflich werde, das sei unheimlich. Eine Frau allein werde bisweilen behandelt wie der letzte Dreck. Lenzburg. Sonne dringt durchs Fenster. Jetzt sieht man die Spuren des Pendleralltags. Der Sesselstoff, Industrie-Türkis mit Blau: durchgeschuert! Der graue Spannteppich: erbärmlich! Eine Fleckenorgie, die auch die nächtliche Generalreinigung nicht mehr rausschamponieren kann. «Es ist nicht an der SBB, Ihre Fahrgäste und Kunden zu erziehen», sagt Bahnsprecher Daniele Pallecchi. Recht hat er. Nein, nicht die SBB sind schuld am Zustand in den Zügen, die Menschen sind es, die in ihnen fahren.

Besser auf die Treppe sitzen

37 850 Tonnen Abfall fallen bei der SBB im sogenannten Publikumsbereich an, davon sind 5730 Tonnen Papier, 159 Tonnen PET und 51 Tonnen Glas. Neuerdings schickt die SBB auch eine mobile Putzquipe auf die Strecke. 25 Putzteufel in roten Shirts sammeln auf den grossen Linien ab sofort mehrmals täglich den Müll ein, leeren die Abfalleimer, putzen die WCs. Kostenpunkt: 650 000 Franken bis Ende Februar 2014. Wie es danach weitergeht, ist offen.

Der Bordlautsprecher: «Wir treffen in Zürich ein.» Geschafft. Fünf Stunden später. Nacht will es wieder werden. Jetzt folgt die veritable Härteprobe. Rückreise nach Bern. Im Akkord langen die Hände in die Gratiszeitungsboxen auf dem Perron, klauben ihre tägliche Vergiftung heraus. Um die Türen formiert sich beidseits ein Kegel von Sitzplatzsprintern. Wehe dem, der erst kurz vor Abfahrt durch die Türe schlüpft. Seit gut zwölf Stunden braust die IC-Komposition über den Schienenstrang. Die Luft ist zum Schneiden. Zehntausende Menschen hat sie heute wieder transportiert. Von neuem beginnt das grosse Fressen – und das Palaver. Einzig die Telefonakus zeigen Ermüdungserscheinungen, saugen erschöpft an den Netzkabeln, die wie Nabelschnüre aus den Steckdosen von den Wänden hängen.

Wieder einkeilen zwischen Krankheitserregern und Dampfplauderern? Dann besser auf der Treppe sitzen, wo sich die gerippten Kanten durch die Hose ins Sitzfleisch einstanzen. Bei Rothrist Blick auf die Autobahn. Baustelle. Bandwurmartig kriecht die Blechlawine, die in Stosszeiten langsamer vorwärtskommt als früher die Kutschen. Husch, vorbei, mit 200 Sachen heimzu durch die Dämmerung. Ein Moment der Glückseligkeit!



hemmungsloser widmet er sich dem eigenen Körper.

Weltmeister aller Kassen

Manche meinen, Floyd Mayweather junior sei der einzige wirklich gute Boxer der Gegenwart. Der 36-Jährige ist mit 68 Kilogramm Körpergewicht und bei einer Grösse von 173 Zentimetern keine furchteinflössende Erscheinung. Seine Fangemeinde aber ist gewaltig, seine Auftritte sind grosse Show. *Von Rod Ackermann*



Spitzname «Money»: Boxer Mayweather junior.

Wer ihm begegnet und dabei, was allerdings schwierig ist, seine ebenso umfangreiche wie allgegenwärtige Entourage übersieht, kommt kaum auf die Idee, einen Boxweltmeister vor sich zu haben. Der Mann ist nicht sonderlich gross, just 173 Zentimeter, und mit seinen perfekt durchtrainierten 68 Kilogramm Körpergewicht auch nicht eigentlich furchteinflössend. Sein Antlitz trägt keine Narben, sein lebhafter Blick lässt darauf schliessen, dass er die Aberdutzenden seiner Fights unbeschadet überstand. Dasselbe gilt auch für seine Sprechweise, und sprechen tut er gern und schnell und viel, am allerliebsten über sich selber.

Was umso leichter zu verstehen ist, als Floyd Mayweather junior, 36-jährig, im Teen-Alter bereits Olympia-Bronze-Gewinner in Atlanta und danach in sechs Profi-Gewichtsklassen Weltmeister, der beste – manche meinen: der einzige wirklich gute – Boxer der Gegenwart ist. Seine

Auftritte garantieren allemal eine erstklassige Show nebst klingender Kasse, seine Fangemeinde ist gewaltig, viel gewaltiger als die Zahl der Neider und Kritiker. Wer hat solches in diesem brutalen Geschäft schon fertiggebracht seit den glorreichen Zeiten von Mike Tyson, dem Schrecklichen, beziehungsweise Muhammad Ali, dem Grössten und Schönsten und Unvergesslichsten?

Zwei Privatjets

Gemessen an seiner Schuhnummer – Grösse 40 –, lebt Mayweather auf grossem Fuss. Auf riesengrossem, wie es sich auch gehört für den höchstbezahlten Sportler der Welt, zumal im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten, wo nicht allein gilt, wie viel man einnimmt, sondern ebenso, wie viel man ausgibt. *Bigger is better*, und so reist der Champ mitsamt Gefolge denn in zwei Privatjets. Eine Gulfstream V

steht allzeit bereit für ihn, seine Masseurin und die Küchenmannschaft, in der etwas älteren Gulfstream IV nehmen die Leibwächter und all die anderen Helfer und Helfershelfer Platz. Auf seinem Lustschloss in Miami wartet eine Flotte von Luxuskarossen in Schwarz, auf seiner nicht minder weitläufigen Residenz in Las Vegas eine identische in Weiss; der Farbunterschied hilft dem Vielbeschäftigten, sich an seinen jeweiligen Aufenthaltsort zu erinnern.

Obwohl Mayweather seinen Schädel kahlgeschoren trägt, begleitet ihn ein privater Friseur. Hals und Handgelenke schmücken glitzernde Klunker im Wert von Millionen, in den Renommierbijouterien der Fifth Avenue in New York ist er ein geringsehener Kunde. Seine Unterwäsche – «One and Done»-Boxershorts zum Stückpreis von achtzehn Dollar – lässt er hingegen aus dem Kaufhaus kommen, trägt sie nur einmal und schmeisst sie nach Gebrauch weg, ebenso wie sein Schuhwerk.

All das und vermutlich noch mehr kann er, dessen Spitzname bezeichnenderweise «Money» lautet, sich locker leisten. Um den stattlichen Tagesbedarf zu decken, hält der in den Slums der heruntergekommenen Industriestadt Grand Rapids, Michigan, aufgewachsene Sohn eines Boxers armdicke Bündel von Hundert-Dollar-Scheinen stetig in Griffweite. Verglichen mit den ungefähr 120 Millionen Dollar, die er dieses Jahr dank zwei Kämpfen – beide im Mekka des Faustfechtens, im «MGM Grand» am Strip von Las Vegas – eingenommen haben wird, sind die paar Zehntausende Bares ja auch nichts als ein Pappentstiel. Finanziell wiegt Mayweather doppelt so viel wie der Basketballstar LeBron «King» James, der Zweite auf der vom US-Magazin *Sports Illustrated* alljährlich erstellten Rangliste, und etwa das Dreifache von Roger Federer.

Nicht genug damit: Im 300-Millionen-Dollar-Vertrag mit dem Kabel-TV-Kanal Showtime, der Mayweathers Fights in Nordamerika via Pay-per-View überträgt und dafür – zum Preis von je \$ 74.95 – jeweils mehr als zwei Millionen Abnehmer findet, sind bis Ende 2015 vier weitere Auftritte vorgesehen. Bleibt «Money», wie nicht anders erwartet, dabei ungeschlagen, wird sich seine Bilanz von derzeit 45 Siegen in 45 Profikämpfen auf 49:0 verbessern.

Auf exakt so viel hatte es in den fünfziger Jahren der zum Mythos verklärte Schwergewichtler Rocky Marciano gebracht, ehe er den Ring unbesiegt verliess. Mayweathers Rechnung ist simpel: Hat er es einmal so weit gebracht wie

einst der «Champion of Champions», könnte er noch vor seinem vierzigsten Geburtstag für eine sagenhafte Gage einen fünfzigsten Fight aushandeln. Die Frage ist bloss: Gegen wen?

Denn schon jetzt drohen dem Weltmeister aller Kassen die Gegner auszugehen. Nicht zuletzt auch darum, weil der lange Zeit als einzig Ebenbürtiger betrachtete Filipino Manny Pacquiao am Ende seines boxerischen Lateins angekommen ist. Der «Pac-Man» bezog zuletzt nur Prügel, was selbst seine Gattin alarmierte; ein oftmals angekündigter, aber stets wieder gepplatzter Showdown mit Mayweather dürfte daher im Reich der Box-Träume zugrunde gehen.

Seine verletzlichkeit der Fäuste

So muss sich Mayweather mit Schmalkost begnügen. Mit Widersachern, die mittels Werbekampagnen nach Bedarf aufgebaut und anschliessend im Ring demontiert werden. Mit seinem bisher letzten Kontrahenten, dem mächtig emporgejubelten, grösseren und schwereren Puncher Saúl «Canelo» Alvarez aus Mexiko, verfuhr er nicht anders als mit dessen 44 Vorgängern: Er liess ihn gegen seine meisterhafte Defensive auflaufen und buchte ungefährdet den Punktesieg. Die Wagemutigen, die ihre Dollars auf eine Niederlage von «Money» gesetzt hatten, guckten abermals in die Röhre. Nicht anders der stimmlich übermächtige mexikanischstämmige Anhang im Stadion, wo

mit über 20 Millionen Dollar eine Ticketverkauf-Weltbestleistung registriert wurde.

Der wohl einzige Riss in der ansonsten makellosen boxerischen Potenz Mayweathers wäre in der Verletzlichkeit seiner Fäuste zu suchen. Die hat dem anscheinend Unbesiegbaren mehrmals Probleme verursacht, obwohl ihm ein trauter Sekundant, der 84-jährige Rafael Garcia, jeweils ein Wundermittel aus der mexikanischen Heimatregion in Hände und Finger reibt und anschliessend zu deren Einbinden nicht weniger als eine halbe Stunde Zeit aufwendet – andere sind in ein paar Minuten damit fertig. Dessen ungeachtet legt sich der Champ schon beim Training keinerlei Schonung auf. Die Regel sind pro Session 8000 Schläge auf Punchingbälle, Sandsäcke sowie bedauernswerte Sparringpartner. Wie die zahlreich herbeiströmenden Zuschauer geraten Letztere arg ins Schwitzen, denn Floyd mag es heiss. Sogar im wüstenheissen Las Vegas liegt die Innentemperatur der Trainingshalle auf seinen Wunsch über der Ausstemperatur.

Ob es dermassen heiss auch in der Einzelzelle der hiesigen Haftanstalt war, wo Mayweather im Sommer 2012 wegen wiederholter häuslicher Gewalt eine neunzigstägige Strafe absass, ist nicht überliefert. Gegen die Mutter eines seiner vier Kinder tötlich geworden, hatte der gerichtlich einschlägig vorgemerkte

Faustkämpfer die Obrigkeit trotz eifrigen Wirkens seiner Anwälte nicht länger düpiieren können. Schon vorher war er durch potenzielle Sponsoren fallengelassen worden wie eine heisse Kartoffel. Mit Knastbrüdern Publicity zu machen, ist – siehe Mike Tyson – selbst im Heimatland des freien Unternehmertums undenkbar. Da taugte sogar Mayweathers zerknirschte Abbitte nicht zur Beschönigung.

Doch das amerikanische Publikum vergisst leicht und gerne, zumal im Falle eines Athleten mit Star-Power. Es dämmert die Ahnung, dass Floyd Mayweather junior der Allerletzte der vom Aussterben bedrohten Gattung der Box-Champions sein könnte. Mit gutem Grund, denn haben die sogenannten Mixed Martial Arts – die in Mode gekommene Version des Vollkontakt-Zweikampfes ohne Wenn und Aber – dem guten alten Preisboxen nicht den Rang abgelaufen? Hat sich das Schwergewicht, einst die boxerische Königsklasse, nicht verabschiedet in die europäische Provinz, dominiert von einem ukrainischen Brüderpaar mit der Ausstrahlung von Robotern?

Da wirkt der verhältnismässig kleine und leichte Mann mit dem sündteuren Körperschmuck und dem makellosen Kampfrecord wie ein Anachronismus. Wie ein letztes, wenn auch weltweit donnerndes Hurra. Lang lebe Floyd Mayweather, nach ihm die Sintflut. ○

CREDIT SUISSE 



Erhöhen Sie Ihre Renditechancen. Und Ihre Zufriedenheit.

Unsere erfahrenen Spezialisten bieten Ihnen in Zusammenarbeit mit Ihrem Berater eine umfassende Anlageberatung.

Profitieren Sie langfristig von unserem exzellenten Service, von nachvollziehbaren Entscheidungsgrundlagen und einer vielfältigen Auswahl unabhängiger Anlagelösungen: Wir beraten Sie gerne persönlich.

[credit-suisse.com/anlegen](https://www.credit-suisse.com/anlegen)



Elektronische Botox-Spritzen: Uma Thurman, gepimpt von Michel Comte.



Vor dem Vorhang

Von Daniele Muscionico

Der Vorhang geht auf, und da steht sie. Uma Thurman, das Fünf-Millionen-Dollar-Baby von Lancôme. Fünf Millionen Dollar war ihr Gesicht wert, als sie es 2000 der französischen Kosmetikfirma verkaufte. Zu Werbezwecken verkaufte, versteht sich, man nennt so etwas Testimonial. Sie war Zeugin dafür, dass Lancôme alle Mensch so schön macht, wie sie selbst ist. In der Zeit ihrer Zeugenschaft entstand dieses Bild, 2003 durch die Linse der Liebe gesehen vom Schweizer Modefotografen Michel Comte.

Schlecht ging die Geschichte zu Ende. Die Geschichte des Gesichts, sehr schlecht. Denn Lancôme beziehungsweise Dritte warben mit Uma auch dann noch, als der Vertrag nicht mehr rechtskräftig war. Was der Schauspielerin ein schönes Sümmchen mehr auf ihrem Konto einbrachte – und Comte, man hofft, desgleichen.

Doch wer steht eigentlich vor dem Vorhang, wenn Werbe-, wenn Modefotografen ihn für uns öffnen. Eine Illusion steht dort, ein Sehnsuchtsversprechen. Was hat dieses Bild mit Uma zu tun?

In Wien gibt eine Ausstellung darauf die Antwort, und sie besteht aus fünf klammern Buchstaben: nichts. Uma *remastered*, Uma, gepimpt von Comte, ist eine Uma-Illusion, ist das Ergebnis Hunderter von Bildern, von Photoshop-Chirurgie an Muskel, Sehne, Haut und Haar, von elektronischen Botox-Spritzen, von computergenerierter Rasur untern den Achseln und weiss der Kunsthimmel an welchen delikaten Stellen noch.

Denn vor dem Vorhang ist hinter dem Vorhang. Stars wie Thurman und andere, Michel Comtes Arbeitsmaterial in seinen goldenen Jahren, sind öffentliche Personen und darum hinten wie vorne hui. Allein die Idee, dass in Uma hinterm Vorhang eine andere Uma steckt als davor, ist Kinderglaube, ist Werber-Voodoo. Uma gibt es nur zweidimensional, flächig, flach. Tiefe ist nicht. Wer Tiefe sucht in der Werbung, der wird im Urlaub tauchen gehen müssen.

Die Crux. Heute wird behauptet, dieses Bild sei Kunst. Doch was macht es dazu? Reicht zum Beweis, dass es in Wien in einem Museum gezeigt wird, im Museum Hundertwasser, in jenem Teil, der sich «Kunst Haus» nennt?

Fragen über Fragen. Und, ach ja: Uma Thurman hat natürlich nicht aufgehört, ein Testimonial zu sein. Positiver Imagetransfer, eine Win-win-Situation für alle Beteiligten. So, wie Comte nicht aufhört, für die Mode und für die Werbung zu arbeiten. 2014 ist Uma die neue Klementine für Campari.

Michel Comte im Kunst Haus Wien:
bis 16. Februar 2014

«Privat ist Merkel sehr witzig»

Seit über vierzig Jahren gehört Karl Dall, 72, zu den führenden Komikern Deutschlands. Im Gespräch erzählt er, weshalb die Deutschen Angela Merkel wählen, wie er und Kurt Felix die Abende mit Alkohol verbracht haben und was es mit den «Frauen und anderen Minderheiten» auf sich hat. *Von Rico Bandle*

Herr Dall, welches ist das bessere Alter: dreissig oder siebzig?

Ideal wären der Körper eines Dreissigjährigen und die Erfahrung eines Siebzigjährigen. Wenn man älter wird, stellt sich eine gewisse Gleichgültigkeit ein. Das merke ich jetzt zum Beispiel bei den Wahlen: Ich hatte überhaupt keine Lust zu wählen, habe aber dann doch noch völlig lustlos etwas angekreuzt. Das ist eine Kapitulation. Vor zehn, zwanzig Jahren war ich noch engagierter.

Hat das nicht viel eher mit der politischen Situation zu tun als mit dem Alter?

Mit beidem. Ich habe mir mein Leben so zurechtgelegt, dass ich nicht von irgendwelchen staatlichen Zuwendungen abhängig bin. Mir geht es gut, zwar nicht ganz so gut wie Ackermann, aber ich kann nicht klagen. Wir Komiker sind Tagelöhner, auf eine ehrliche Art: Die Leute kommen ins Theater und bringen uns das Geld, ganz freiwillig.

Angela Merkel hat die Wahl mit grossem Mehr gewonnen. Was sagt das über Deutschland aus?

Alle wollen nur noch Harmonie. Deshalb regiert uns auch eine harmonische Frau, von der niemand weiss, ob sie etwas drauf hat. Aber sie stört am wenigsten.

Sie kennen Frau Merkel?

Zwei Mal habe ich sie schon getroffen. Privat ist sie sehr witzig, in der Öffentlichkeit ist sie verschlossen. Bei mir ist das umgekehrt.

Privat ist sie witzig?

An einer Spendengala, die Thomas Gottschalk moderiert hat, ist sie einmal mit ihrem Max-und-Moritz-Anzug an mir hängengeblieben; ein Knopf hatte sich in meinen Gürtel verhakt. Wir haben beide einen Lachkrampf gekriegt. Als wir uns dann gelöst hatten, fiel mir nichts anderes ein, als zu sagen: «Meine Verehrung, gnädige Frau», und ich bin dann weitergegangen. Unsere zweite Begegnung war an einem kalten Buffet. Da habe ich mich vor sie gestellt und gesagt: «Frau Merkel, hier beginnt die Reihe.» Auch da hat sie gelacht. Aber wie gesagt: In erster Linie befriedigt sie das Harmoniebedürfnis der Deutschen. Sie sitzt ihr Amt genauso aus, wie einst ihr grosser Protegierer Helmut Kohl.

Ist das Harmoniebedürfnis ein Zeitphänomen?

Früher gab es mehr Politiker, die so richtig losgebrüllt haben. Die Parodisten können einem heute leid tun: Es gibt immer weniger Politiker mit Ecken und Kanten, die man gut parodieren kann.

Wollten Sie auch einmal politisches Kabarett machen?

Eigentlich nicht. Weil da immer fünfzig Prozent der Leute gegen dich sind. Aber mit Insberg & Co, meiner ersten Kabarettgruppe, haben wir natürlich auch Sprüche über Politiker gemacht – allerdings ohne selbst politisch zu sein. Lustigerweise sassen damals in den sechziger und siebziger Jahren sehr viele Leute in unseren Vorstellungen, die später hohe Politiker, ja sogar Bundeskanzler wurden. Die waren alle bei uns. Heute gibt es diese Szene nicht mehr, zumindest in Deutschland. Soviel ich weiss, werden in der Schweiz die Kleintheater besser gepflegt.

Fünfzig Prozent Zustimmung reichen Ihnen also nicht. Sie wollen hundert Prozent?

Da muss man aufpassen. Bekanntheit ist nicht gleichzusetzen mit Beliebtheit. Adolf Hitler kennen viele Leute, ist aber nicht besonders beliebt. In unserem Gewerbe geht es darum, dass die Leute sagen: «Den will ich sehen!» Mir hilft da auch ein gewisser Ätz-Faktor, den ich auch pflege. Als ich beim Privatfernsehen noch eine Talkshow hatte, fand man heraus, dass 16 Prozent der Leute sofort umschalten, wenn sie Dall sehen. Bei Harald Juhnke waren es 14 Prozent. Darauf war ich stolz. Ich sagte jeweils: «Ich möchte gehasst werden.» Meine Frau hatte natürlich keine Freude daran. Auf ihr Anraten habe ich es mir abgewöhnt, Sprüche über Weiber und andere Randgruppen zu machen ...

Das wäre das Ende von Karl Dall.

Ja, Minderheiten geben hervorragende Vorlagen für Witze ab. Mein Lieblingswitz ist ja: Ein Tauber und ein Blinder duellieren sich. Da fragt der Blinde: «Ist der Taube schon da?» Und der Taube sagt: «Hat der Blinde schon geschossen?» Bei diesem Witz ist alles drin, was sich nicht gehört. Vor 25 Jahren hatten wir so Sketche wie: «Herr Ober, da liegt ein Hörgerät in meiner Suppe.» Sagt der Ober: «Ich hör Sie nicht, mein Hörgerät ist weg.» Eine Schwerhörigenvereinigung empörte sich und verlangte als Wiedergutmachung, dass wir kostenlos bei ihnen auf-

treten. Ich faxte zurück: «Wir machen das gerne, sofern gewährleistet ist, dass uns alle gut hören können.» Es kam keine Antwort mehr. Mittlerweile höre ich selbst nicht mehr so gut. Schwerhörigenwitze mache ich aber immer noch gerne.

Wie steht's mit Ausländerwitzen?

Den besten Ausländerwitz hat doch die Oprah Winfrey in Zürich geliefert. Ich habe den Fernsehmoderator Kurt Aeschbacher in seiner Bar gefragt: «Glaubst du, man verkauft mir an der Bahnhofstrasse eine Krokodiltasche, oder haben die etwas gegen Weisse?» Ein solcher Spruch ist doch zu vertreten?

Klar, aber in der Sendung haben Sie ihn dann doch nicht gebracht.

Leider. Es hat sich nicht ergeben. Aber es ist schon so: Heute sind alle viel sensibler als früher. Anfang der fünfziger Jahre ist ein Schwarzer – heute muss man ja sagen: Maximalpigmentierter – durch unsere Kleinstadt in Ostfriesland gelaufen, und wir sind – etwa dreissig oder vierzig Kinder – hinter ihm hergetrottet, weil wir noch nie so jemanden gesehen hatten. Ich habe das nicht als rassistisch empfunden. Dass man heute nicht einmal mehr einen kleinen Spruch über Schwarze machen kann, ohne gleich als Rassist zu gelten, ist furchtbar.

Das noch grössere Tabu sind die Juden. Obschon die Juden über sich selbst sehr viele Witze machen.

Das Thema lässt man am besten total aus. Mit Rudi Carrell war ich zwanzig Jahre sehr gut befreundet, bevor wir uns verkracht haben. In einer «7 Tage, 7 Köpfe»-Sendung machte einer einmal Hitler nach. Carrell war erbost. Er sagte zu Recht, dass, sobald das Wort «Hitler» oder «Nazi» falle, sich die Hirne der Leute verkrampfen, dass dann niemand mehr richtiginhört. Das passt zu diesem Harmoniebedürfnis. Reinhard Mey hat einmal ein Gedicht über «Garten-Nazis» gemacht, die dauernd Rasen mähen. Das Gedicht hat monatelang geschlummert – bis es die *Bild*-Zeitung plötzlich entdeckte. Das Blatt warf ihm den Nazi-Vergleich in grossen Schlagzeilen vor. Mey konnte nicht mehr aus dem Haus raus, weil die Paparazzi Tag und Nacht vor seiner Tür standen. Das eine Wort hat ihm den ganzen Sommer versaut. Seiner Popularität hat das aber nicht geschadet.

Sie haben in der Unterhaltungsbranche fast alles mitgemacht, was man mitmachen kann: vom Film über die Samstagabend-



«Hat der Blinde schon geschossen?»: Komiker Dall.

kiste mit Kurt Felix bis zur Talkshow im Privatfernsehen. Gibt es etwas, worüber Sie im Nachhinein den Kopf schütteln?

Ich stehe zu jedem Mist, den ich gemacht habe. Meine Filmkarriere habe ich aber versemelt, weil ich diese dämlichen Lustspielfilme gedreht habe. Ich wollte meine Fresse unbedingt auf der grossen Leinwand sehen. Die Dreharbeiten waren ja lustig, aber irgendwann kommt leider der Film in die Kinos. Das Blöde daran: Die Filme währen ewig, die kann man noch immer in Videotheken ausleihen. Eine Fernsehshow ist nach der Ausstrahlung vorbei.

Wie fühlt es sich eigentlich an, in einer ironiefreien Zone wie dem «Musikantenstadl» aufzutreten? Wird man da zynisch?

Das macht komischerweise Spass, weil da alle Leute nett und freundlich sind. Früher war der «Mutantenstadl» unser aller Feindbild, jetzt bin ich selber in solchen Sendungen. Das ist bitter, passt aber auch irgendwie zum Zeitgeist. Es gibt ja keine anderen Musiksendungen mehr im Fernsehen.

Was schauen Sie sich noch an im Fernsehen?

Ich ertrage die Werbung nicht mehr, deshalb schaue ich fast nur noch öffentlich-rechtliche Sender – obschon mich RTL gross gemacht und Sat 1 mir zu einem gewissen Wohlstand verholfen hat. Als ich zu Sat 1 wechselte, wollte RTL meinen Humor urheberrechtlich schützen lassen. Den Prozess hat der Sender natürlich verloren. Das Urteil wird an den Unis immer noch als Beispiel für die Grenzen des Urheberrechts beigezogen.

Vor dem Privatfernsehen war aber noch «Verstehen Sie Spass?» mit Kurt Felix. Dort wurden Sie erst richtig berühmt.

Ja, wir hatten damals 21 Millionen Zuschauer. Die wenigen anderen Sender passten ihr Programm an, da sie an jenen Abenden ohnehin kaum Zuschauer hatten. So etwas gibt es heute nicht mehr.

Wie hatte eigentlich Kurt Felix 1984 auf Ihren Wechsel zu RTL reagiert, wo Sie fortan eine Talkshow moderierten?

Die Verantwortlichen der ARD diskutierten darüber, ob sie mich rausschmeissen sollen. Sie liessen mich aber gewähren. Dies führte dazu, dass, wenn Kurt zu stark überzog, man mich am Samstag gleichzeitig auf der ARD und auf RTL sehen konnte. Ich gehörte zu den wenigen Moderatoren, die nicht exklusiv für einen Sender arbeiteten.

Kurt Felix betonte immer gerne seine enge Beziehung zu Ihnen.

Er war ein ganz fairer Typ, eine Seltenheit in dem Gewerbe. Jede Sendung plante er mit einer unglaublichen Akribie. Wenn wir in den Tagen vor der Sendung kräftig tranken, schrieb er jeden noch so blöden

Spruch von mir auf, eventuell konnte man den ja dann in der Sendung bringen. Er hat an den Abenden ein halbes Buch vollgeschrieben, dann alles abgetippt und für die Sendung ein exaktes Drehbuch verfasst. Ich glaube, wir haben uns so gut verstanden, weil jeder etwas vom anderen wollte: ich von ihm die Akribie, er von mir die Lockerheit.

Paola war jeweils auch dabei?

Oft. Die waren ja so etwas wie ein Vorbild mit ihrer perfekten Ehe. So etwas gibt es ja eigentlich gar nicht! Wenn wir uns einen ansaufen gingen, hat ihn Paola noch immer angehimmelt. Meine Frau hingegen sagt in solchen Situationen: «Sauf nicht so viel!» Eine solche Frau hätte ich auch ganz gerne, obschon – es könnte auch ein bisschen langweilig werden.

Sie sind ja auch schon über vierzig Jahre verheiratet.

Soll ich etwa jetzt noch diesen blöden Weg gehen und das Ganze auseinandermachen?

Hilft es eigentlich, lustig zu sein, um bei Frauen anzukommen?

Es gibt tatsächlich Frauen, die stehen auf Männern mit Humor. Die sind aber sehr selten. Ich habe bei Kollegen viel eher erlebt, dass sich die Frauen für ihren lustigen Mann schämten.

Man sagt doch: Ein Mann muss entweder Geld haben oder schön sein oder lustig.

Es ist schon auffällig, dass alle Komiker nicht besonders schöne Menschen sind, ich mit meinem Auge inklusive. Aber leider stehen die meisten Frauen auf gutaussehende Männer, die ordentlich Kohle haben.

Es ist also nicht eine bewusste Entscheidung: «Wenn ich schon nicht schön bin, dann versuche ich dafür, lustig zu sein»?

Nein, es ist umgekehrt: Weil ich nicht schön bin, finden mich die Leute lustig. Ich bin sozusagen ins Komikerfach getrieben worden. Egal, ob in der Schule oder in der Bundeswehr, ich war immer schon auffällig. Wenn ich aufgestanden bin und ernsthaft eine Frage gestellt habe, haben alle gelacht. Das war furchtbar. Ich war zwar beliebt in der Klasse, die Kumpels schätzten meinen Unterhaltungswert, die Lehrer jedoch konnten mich alle nicht leiden. Es machte mich wahnsinnig, wenn Schülerinnen, die schlechter rechnen konnten als ich, die besseren Noten erhielten. Aber ich hatte halt keine Titten. Und konnte auch nicht heulen, wenn ich eine bessere Note wollte.

Sie litten unter Ihrem Aussehen?

Bis zu meinem 25. Lebensjahr hatte ich nur Probleme deswegen – danach habe ich es versilbert.

Das hängende Auge zu operieren, wäre keine Sache gewesen.

Mit 21 habe ich das abgeklärt, der Eingriff hätte keine 150 Mark gekostet. Aber ich habe mich dagegen entschieden.

War dies geschäftliches Kalkül?

Nein, überhaupt nicht. Das hängende Augenlid macht den Erfolg ohnehin nicht aus. Sonst wäre Thilo Sarrazin ja auch lustig. Der musste sich übrigens deswegen auch einiges gefallen lassen.

Jeder in Deutschland kennt Ihr Gesicht. Ist das ein Fluch oder ein Segen?

Eigentlich bin ich ein Typ, der gerne auf Leute zugeht – wegen meiner Bekanntheit bin ich aber gehemmt. Ich flüchte jedes Jahr zwei Monate nach Kanada, dort weiss niemand, wer ich bin. Grundsätzlich bin ich aber natürlich glücklich darüber, dass ich meine Popularität rüberretten konnte. Ich stamme ja aus einer anderen Ära. Vor dreissig Jahren waren wir fünf Komiker, die den Markt beherrschten: Mike Krüger, Otto Waalkes, Dieter Hallervorden, Jürgen von der Lippe und ich. Wir sind so bekannt wie Heino oder Helmut Kohl. Heute kämpfen fünfzig oder fünfhundert Komiker um Fernsehplätze.

Es hat auch eine Inflation an Sendern gegeben.

Ja, früher war Fernsehen etwas ganz Besonderes. Es gab wenige Sender, ihr Stellenwert war umso grösser. Man musste als Künstler viel weniger Zeit investieren, um seine Position zu halten. Heute ist dies ja die Hauptbeschäftigung, selbst für mich im Alter von 72. Noch gehöre ich zu den Top Ten der Unterhaltungsriege – dies wird hoffentlich noch eine gewisse Zeit so bleiben.

Ist Bekanntheit eine Sucht?

Vor einigen Jahren, da wollte ich kürzertreten, in Pension gehen wie alle andern auch. Dann sass ich jeweils vor dem Fernseher, sah, was die Kollegen machten, und verspürte gleich wieder den Drang aufzutreten. Und wenn es nur als Kasper in einer Talkshow ist. Es ergibt schlicht keinen Sinn, plötzlich zu sagen: «So, ab jetzt bin ich unbekannt.»

Besteht die Angst, dass einen die Leute plötzlich nicht mehr sehen wollen?

Auch ich muss mich anstrengen, damit ich die Theater vollkriege. Die Konkurrenz ist riesig. Es gibt aber auch Dinge, die sind einfacher geworden. Wenn wir mit Insterburg & Co im Fernsehen Teile aus unserem Programm brachten, so konnten wir das die nächsten Tage nicht mehr spielen: Alle hatten das gesehen, die Luft war draussen. Nach vier Wochen hatte sich das wieder erholt. Heute kann man am Abend im Fernsehen einen Witz bringen und am nächsten Morgen denselben nochmals, das ist überhaupt kein Problem. Die Leute werden dermassen zugezogen, dass sie sich an nichts mehr erinnern können.

Karl Dall ist mit seinem Bühnenprogramm «Der Opa» auf Schweizer Tournee. 30. Oktober: Hübse-Theater, Basel; 31. Okt/1. November BLVD-Theater Zürich; 3. November Tonhalle St. Gallen.

Endo Anaconda vermutlich aus Zoo entwischt.



Die tägliche Nachrichtenflut kann einen ziemlich durcheinander bringen.
Unsere Zeitung sorgt für den Überblick: «Schweiz am Sonntag».

Bestseller

Belletristik

- 1 (1) **Khaled Hosseini:** Traumsammler (S. Fischer)
- 2 (2) **Jussi Adler-Olsen:** Erwartung – Der Marco-Effekt (DTV)
- 3 (7) **Cecelia Ahern:** Die Liebe, ... (Fischer Krüger)
- 4 (3) **Joël Dicker:** Die Wahrheit über den Fall Harry Quebert (Piper)
- 5 (4) **Gillian Flynn:** Gone Girl – Das perfekte Opfer (Fischer Scherz)
- 6 (5) **Jonas Jonasson:** Der Hundertjährige ... (Carl's Books)
- 7 (6) **Alex Capus:** Der Fälscher, ... (Hanser)
- 8 (9) **Ian McEwan:** Honig (Diogenes)
- 9 (8) **Franz Hohler:** Gleis 4 (Luchterhand)
- 10 (10) **Urs Widmer:** Reise an den Rand des Universums (Diogenes)

Sachbücher

- 1 (1) **Christiane V. Felscherinow; Sonja Vukovic:** Christiane F. ... (Levante)
- 2 (3) **Malala Yousafzai, Christina Lamb:** Ich bin Malala (Drömer/Knaur)
- 3 (–) **Alain Sutter:** Stressfrei glücklich sein (Giger)
- 4 (2) **Guinness World Records:** 2014 (Bibliographisches Institut)
- 5 (–) **Mary C. Neal:** Einmal Himmel und zurück (Allegria)
- 6 (7) **Thomas Jaenisch, Felix Rohland:** Myboshi 3.0 (Frech)
- 7 (5) **Annemarie Wildeisen:** Mein Küchenjahr (AT)
- 8 (–) **Louise Hill:** Teufelskreis – Mein bitteres Leben mit dem Zuckerbäcker (Wörtersch)
- 9 (4) **Hans Küng:** Erlebte Menschlichkeit (Piper)
- 10 (6) **Ruth Maria Kubitschek:** Anmutig älter werden (Nymphenburger)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Mediacontrol

Apropos: Gesundheit

Der Publikumsrat des Schweizer Radio und Fernsehens (SRF) bat kürzlich die Senderverantwortlichen um eine Stellungnahme zum Thema «Alkohol vor der Kamera». Grund war, dass in einigen Sendungen alkoholische Getränke konsumiert wurden. Und in den USA machen zurzeit Gesundheitsaktivisten in Annoncen Stimmung gegen die Sängerin Katy Perry, weil sie für das «ungesunde» Zuckergetränk Pepsi-Cola Werbung macht. Nun, in den letzten Tagen machte in den internationalen Medien folgende Schlagzeile die Runde: «Sitzen ist das neue Rauchen». Wissenschaftler wollen herausgefunden haben, dass exzessives Herumsitzen zu massiven Gesundheitsschäden führt. Also Achtung, wenn Sie sich nächstes Mal hinsetzen, liebe Sängerinnen und Moderatoren, es droht eine Anprangerung als schlechtes Vorbild. (rb)

Briefwechsel

Die Muskeln der Platzhirsche

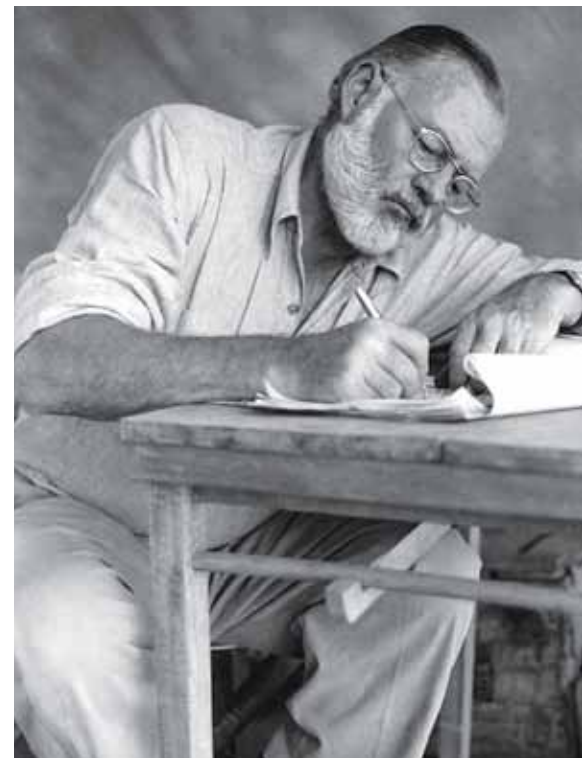
Ein kürzlich erschienenenes Buch kündigt die Korrespondenz zwischen F. Scott Fitzgerald und Ernest Hemingway als «Freundschaft in Briefen» an. Wie viel Ego verträgt eine Beziehung? Von Dagmar Just

Im Frühsommer 1934 ist der Lieblingsautor aller Machos, der Kriegsreporter, Boxer, Jäger und Abenteurer Ernest Hemingway, 35 Jahre alt. Noch 18 Jahre trennen ihn von seinem Weltbestseller «Der alte Mann und das Meer», 20 vom Nobelpreis und 27 von seinem Selbstmord. Er strotzt von Vitalität: Er hat drei Söhne aus zwei Ehen, eine prächtige Villa in Florida und als Autor mit nur zwei Romanen, einem Dutzend Erzählungen, Essays und Artikeln hat er die erste Liga der amerikanischen Literatur erobert. Gerade ist er von einer Grosswildsafari zurück und nimmt als nächstes Projekt den Kauf eines hochseetauglichen Motorschiffs in Angriff. Da klopft es an seiner Tür. Der Besucher ist ein 22-jähriger Student, der quer durch Amerika getrampt ist, um von seinem Idol persönlich zu hören, wie man als Schriftsteller berühmt und erfolgreich wird.

Daraufhin stellt Hemingway einen Lesekanon auf. Unter den vierzehn Autoren: Tolstoi, Stendhal, Flaubert, aber auch Zeitgenossen wie James Joyce, E. E. Cummings und Thomas Mann. Nur einer fehlt: Francis Scott Fitzgerald. Das ist seltsam, da der als bester und bestbezahlter Schriftsteller Amerikas galt und Hemingway selbst ihn schon zum künftigen Nobelpreisträger gekürt hatte. Allerdings war das 1926, als alle Welt im «Gatsby»-Fieber lag und der smarte literarische Shootingstar der Jazz-Ära in aller Munde war.

Fitzgerald seinerseits hatte Hemingway, den drei Jahre jüngeren Reporter des *Toronto Star*, bereits 1924 in einer Avantgardezeitschrift entdeckt und dessen Talent freimütig seinem Verleger ans Herz gelegt: «Er hat eine brillante Zukunft vor sich. [...] Ich werde ihn so bald wie möglich mal aufsuchen.» Im Frühling 1925 fand das erste Treffen in der Pariser «Dingo»-Bar statt. Der erste erhaltene Brief ist auf den 1. Juli datiert. Verfasst von Hemingway, im spanischen Burguete, beginnt er mit der Floskel: «Lieber Scott, [...] haben hier Forellen geangelt. Wie geht's Dir? Und Zeld?»

Ein halbes Jahr später, Fitzgerald hat inzwischen die persönliche Bekanntschaft zwischen dem Talent und seinem Verleger vermittelt, revanchiert sich Hemingway. Er gesteht, dass er



«Nie so viel von «Gatsby» gehalten»: Hemingway.

beim Schreiben seines Romanerstlings, «Fiesta», ständig versucht habe, «Plan und Geist des «Grossen Gatsby» zu imitieren, so dass «praktisch alles [...] in diesem Buch entweder von mir ist oder von Dir». Doch Erfolg ist ein launenhafter Gast. Acht Jahre später schwimmt Hemingway oben, während Fitzgerald in Alkohol und Schulden ertrinkt. Seine Ehe ist zerrüttet, sein Ego ruiniert, und sein neuer Roman, an dem er neun Jahre gearbeitet hat, floppt so gründlich, dass er den «Freund» auf den Knien seines Herzens bittet: «Hast Du das Buch gemocht? Himmel, lass mir doch ein paar Zeilen zukommen, [...] so dass ich ein bisschen was von diesem Kritikerjargon aus dem Kopf kriege.»

Ehrlich wie ein Holzfäller

Hemingway lässt sich Zeit. Ganze achtzehn Tage. Er kauft das Schiff, er stellt die Leseliste zusammen, er heuert den Studenten als Bordsteward an. Erst dann erbarmt er sich und antwortet, ehrlich wie ein Holzfäller: «Ich mochte das Buch und mochte es nicht.» Ein paar Zeilen später: «Du weisst, dass ich nie so viel von «Gatsby» gehalten habe.» Dazwischen als kleiner Trost: «Wir sind verdammt lausige Akrobatinnen, doch manchmal machen wir ein paar richtig tolle Sprünge.» Und zu guter Letzt setzt er dem «Freund» noch mal kräftig den Fuss auf die Brust: «Wir haben ein gutes Boot. Komme ganz gut voran mit einer sehr langen Erzählung. [...] Immer Dein Freund Ernest». Doch den letzten Schlag spart er sich noch auf. Vierzehn Jahre nach Fitzgeralds Tod, im Oktober 1954, bekommt er den Literaturnobelpreis.

Kurz vor diesem Ritterschlag schickt er dem Autor eines von Hollywood geplanten Fitzgerald-Films einen Brief, in dem er genau jene



«Immerzu Dein Freund»: Fitzgerald.

Gerüchte und Schauergeschichten über die sexuelle und soziale Impotenz des anderen austreut, die von da an wie Pech an ihm kleben und das Bild der Nachwelt von Fitzgerald prägen werden. Neid ist doch eine starke Triebkraft! Nur ist es ein alter Hut, dass Hemingway keine Mutter Teresa war. Erstaunlicher ist schon, dass er in seiner fünfzehnjährigen «Affäre» mit Fitzgerald nie einen Hehl daraus gemacht hat. Im Gegenteil, er kokettiert sogar damit: «Du bist ein Mann von höchster Ehre, ich bin das nicht.»

Noch erstaunlicher ist aber, dass Fitzgerald trotzdem an ihm festhält und seine Briefe bis zum bitteren Ende mit «Immerzu Dein Freund Scott» unterzeichnet. Und dieses Ende war nach zwei Herzinfarkten mit nur 44 gewiss bitter. Doch nichts davon zu Hemingway. Keine Klage, keine Bitte. Kein Vertrauen. Stattdessen noch drei Wochen vor seinem Tod ein Brief voller Lob und Glückwünsche, und nur in einem kleinen Postskriptum ein Kopfschütteln über dessen groteske öffentliche Aufschneidereien.

War Fitzgerald ein Masochist? Wieso brach er den Kontakt zu einem Kollegen nicht einfach ab, der in seiner Literatur auf allen Klaviaturen der Psychologie spielte, während er in den Briefen stets nach dem Schema «Ich weiss, Du hast Schreckliches durchgemacht [...], doch:] Ich hatte [...] eine verdammt schöne Zeit» austeilte, als wären das Boxkämpfe? Durch Freundschaftsformeln gemilderter Eigennutz – vielleicht ist das die einzige Beziehung, die zwei solchen literarischen Genies möglich ist. Zwei Könige, die im gleichen Reich regieren, zwei Alphatiere der gleichen illustren Spezies, der ein anderer Nobelpreisträger, Thomas Mann, bereits 1918 attestierte: «Es ist merkwürdig, wie wenig das Talent verbindet. Künstlertum an sich schafft nicht die

mindeste Solidarität; so wenig wie Geist das tut; der Geist ist nicht organisierbar, und die Meister sind einander die Fremdesten.» Thomas Mann führt als Beispiel Schopenhauer und Hegel an, Tolstoi und Dostojewski, aber er hätte auch sich selbst und seinen Bruder Heinrich oder Fitzgerald und Hemingway zitieren können.

Die Briefe, die sich beide Amerikaner zwischen 1925 und 1940 schrieben und die jetzt unter dem Titel «Wir sind verdammt lausige Akrobaten. Eine Freundschaft in Briefen» im Verlag Hoffmann und Campe erschienen sind, zeigen jedenfalls genau das: seelische Verslossenheit und Fremdheit gegeneinander. Allerdings sind nur rund drei Dutzend dieser Briefe erhalten. Mit ein paar Fotos aus beiden Familienalben garniert, haben sie bequem auf den gut 150 Seiten des Bandes Platz.

Schade nur, dass der Herausgeber den Leser mit seiner Behauptung, hier unterhielten sich Freunde, so allein lässt. Denn wenn dieser nicht gerade Spezialist in amerikanischer Literatur ist, helfen ihm vermutlich weder die schrullige Einleitung noch die laxen Anmerkungen, dem Pingpong der zwei Literaturgiganten auf Augenhöhe zu folgen und das Raffinement zu würdigen, mit der diese zwei prächtigen Platzhirsche einander ihre Muskeln vorführen. Mag der eine darunter auch heuchlerisch seine Siegerposen verbergen und der andere seine selbstzerstörerische Höhenangst und Lust am Leid. Das ist der Stoff, aus dem ihre unsterblichen Geschichten gemacht sind, das Herzblut, das sie füttert.

Ernest Hemingway, F. Scott Fitzgerald: Wir sind verdammt lausige Akrobaten. Eine Freundschaft in Briefen. Herausgegeben von Benjamin Lebert. Hoffmann und Campe. 158 S., Fr. 33.90

Jazz

On the wing: Bluesnik's music

Von Peter Rüedi

Die Zeit trennt die Spreu vom Weizen. Zahllose Reeditionen konfrontieren uns aus dem (urheberrechtlich begründeten) Abstand eines halben Jahrhunderts mit beidem: mit der Normalität aus den Tagen der Vinyl-Hochblüte und mit Kostbarkeiten, die strahlen wie am ersten Tag. Manchmal, wie bei dieser Ausgrabung des Altsaxofon-bluesnik Jackie McLean, mit beidem zugleich. Auf das Kultstück müssen jazzhistorisch bewanderte Veteranen allenfalls deshalb hingewiesen werden, weil sich ihnen hier die Chance einer Sicherheitskopie für ihre längst durchgewetzte Original-LP bietet. Alle anderen aber sind um eine grosse Entdeckung zu beneiden.

Jackie McLean (1931–2006) war unter den vielen Nachfolgern von Charlie Parker der krudeste. Schon als Bebopper destillierte er aus der schnellfingrigen Musik seiner Vorbilder einen unvergleichlich kantigen Expressionismus, einen schneidenden, nötigenden Ton (meist um eine Nuance unter der normierten Stimmung geblasen); auf Anhieb zu erkennen: eine mächtige, eindringliche Blues-Stimme, die die tiefen Lagen des Instruments liebte und den hohen Schrei. Eigentlich ist McLean in seinem Klang eher mit Tenoristen zu vergleichen, mit Dexter Gordon oder Booker Ervin. Und mit John Coltrane. Er war eine Art *missing link* zwischen dem Bebop und dem Free Jazz, modalen Spielweisen und dem, was Ornette Coleman «Harmolodics» nennen sollte.

Eines seiner Schlüsselwerke für Blue Note hiess denn auch «Let Freedom Ring», hinreisend gerade als Dokument einer Metamorphose – *music on the wing*: aufgebrochen von den alten Ufern und noch nicht angekommen im Grenzenlosen. Walter Davis Jr. ist der Pianist, Herbie Lewis am Bass, der Schlagzeuger Ornettes Mann, Billy Higgins. Wie harmlos hört sich dagegen die zweite LP auf dieser Reedition an (immerhin mit Walter Bishop Jr., Jimmy Garrison, Art Taylor)! In «Swing, Swang Swingin'», nur gut zwei Jahre zuvor eingespielt, verbeisst sich Jackie McLean, im Ton schon ganz der Neue, in lauter Standards. Business as usual. Nicht ohne Reiz. Aber ohne die schöne Rücksichtslosigkeit, die zu jedem Aufbruch gehört.



Jackie McLean Quartet: «Swing, Swang, Swingin'» und «Let Freedom Ring». American Jazz Classics A99073 (orig. Blue Note)

Top 10

Knorrs Liste

1	Gravity Regie: Alfonso Cuarón	★★★★★
2	Prisoners Regie: Denis Villeneuve	★★★★★
3	Rush Regie: Ron Howard	★★★★★
4	The Butler Regie: Lee Daniels	★★★★☆
5	Filth Regie: Jon S. Baird	★★★★☆
6	Liberace Regie: Steven Soderbergh	★★★★☆
7	Vaters Garten Regie: Peter Liechti	★★★★☆
8	About Time Regie: Richard Curtis	★★★★☆
9	Lovely Louise Regie: Bettina Oberli	★★★☆☆
10	L'expérience Blocher Regie: Jean-Stéphane Bron	★★★☆☆

Kinozuschauer

1 (-)	Runner, Runner Regie: Brad Furman	13 331
2 (2)	Rush Regie: Ron Howard	10 749
3 (1)	Turbo (3-D) Regie: David Soren	10 525
4 (3)	Prisoners Regie: Denis Villeneuve	8 926
5 (-)	About Time Regie: Richard Curtis	8 243
6 (4)	Gravity Regie: Alfonso Cuarón	7 748
7 (-)	The Butler Regie: Lee Daniels	6 017
8 (6)	S'chline Gspängst Regie: Alain Gsponer	4 569
9 (5)	We're the Millers Regie: Rawson Marshall Thurber	4 438
10 (-)	Frau Ella Regie: Markus Goller	4 105

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (2)	Hangover 3 (Warner)
2 (1)	Fast & Furious 6 (Universal)
3 (3)	Iron Man 3 (Impuls)
4 (-)	After Earth (Sony)
5 (4)	Die Croods (Fox)
6 (-)	Snitch – Ein riskanter Deal (Universal)
7 (-)	Hanni und Nanni 3 (Universal)
8 (7)	Star Trek – Into Darkness (Rainbow)
9 (6)	Evil Dead (Sony)
10 (8)	Der grosse Gatsby (Warner)

Quelle: Media Control



Sicherheit im Eindeutigen: Felix (Henry Hübchen).

Kino

Laubgeraschel

Markus Werners Bestseller «Am Hang» wurde leider wie ein edles Kammerkonzert für die Leinwand umgesetzt.
Von Wolfram Knorr

Da geht eine Bahnschranke nieder, ein graumeliertes Herr steigt aus seinem Wagen, schlendert über die Wiese in die Nähe der Geleise und wird plötzlich von einem jüngeren Herrn von hinten gepackt und zurückgerissen. Er habe gedacht, entschuldigt sich der Angreifer, der andere wolle sich vor den Zug werfen. Mit Verlaub: Warum hat er das gedacht? So nah an den Geleisen war der andere nun wirklich nicht. Aus schlechtem Gewissen?

Mit dieser holprigen Exposition beginnt die Verfilmung des Bestsellers «Am Hang» von Markus Werner. Es ist die Begegnung zweier Männer, die über Frauen palavern und bald über eine, die beide bestens kennen, ohne das voneinander zu wissen. Die Umkreisung jener besonderen Lady vollzieht sich ausschliesslich im Dialog und ist eine Steilvorlage fürs theatralische Gewerbe. Nach einer Bühnenversion war es nur eine Frage der Zeit, bis auch der Film sich des Stoffes annehmen – und dem immer gleichen Trugschluss verfallen würde, ein Roman in Dialogen sei ja schon die halbe Miete. Leider nicht.

Werners Dialoge, die beim Leser subjektive Vorstellungen produzieren, können sich ganz schnell, in objektive Bilder gebettet, als gestelzt entpuppen. Da mögen Henry Hübchen und Max Simonischek noch so brillant sein, was ihren Lippen entfährt, raschelt wie trockenes Laub, der Spielort wird zum Herbarium.

Felix (Henry Hübchen) ist Musiker und war fünfzehn Jahre mit seiner Frau Valerie (Martina Gedeck) zusammen, die ihn nun verlassen hat. Als Anhänger der Ehe und Treue reist er ihr ins Tessin nach und gerät an Thomas (Max Simonischek): jünger, smarter, schöngestig. Ein Womanizer, der Felix an der Bahnschranke «rettete» und Valerie kennen- und lieben lernte. Felix, zwischen ruppig und zerwühlt, fährt erst alle Antennen zur Ortung der Rivalen-Schwachstelle aus, als ihm dämmert, dass Thomas über seine Frau redet.

Nur gelegentlich gelingt es Markus Imboden («Der Verdingbub»), aus dem Buch von Klaus Richter und Martin Gypkens Funken zu schlagen, die die Atmosphäre aufladen. Mehrheitlich wird leider auf der Sensibel-Klaviatur der gegensätzlichen Ansichten und Leidenschaften wenig inspiriert gespielt: gepflegtes Kammerkonzert im bürgerlichen TV-Primetime-Abo. Viel zu selten wird Banales in Abgründiges verwandelt. Martina Gedeck wirkt zwar schön entückt zwischen dem Macho-Geprassel, ist aber eben kaum mehr als reizvolle Beute und Gattin.

Harold Pinter, ein Virtuose durchtriebener Beziehungen, schrieb mit «Betrayal» (1983) eine ähnliche Geschichte. Doch bei Ben Kingsley und Jeremy Irons sind es die unauffälligen Nebentöne, die den Suspense erzeugen. Immer stellt sich heraus, dass der eine nicht wuss-

te, ob der andere wisse, dass er wusste – nie weiss man, was der andere wirklich weiss. Ein Nervenspiel mit der Sprache, mit Lebensformen. Es ist immer das Gleiche: Deutschsprachige Autoren und ihre Regisseure suchen Sicherheit im Eindeutigen. ★★★☆☆

Weitere Premieren

Ender's Game — Was ist das? Werbung fürs Militär, an Kids gerichtet, sie sollten sich so früh wie möglich melden? Für die Kadettenschule zum Beispiel. Werbung für Computer-Games, die die strategische Intelligenz schärfen? Oder weder noch und nur die SRF-Ausgeburt eines Wirrschädels? Auch die Formics, die ameisenartigen Aliens, die vor fünfzig Jahren versuchten, die Erde plattzumachen, sind keine Hilfe. Sie schweigen. Um eine erneute Invasion zu verhindern, sucht das Militär in Gestalt von Colonel Graff (Harrison Ford) ein militärisches Genie, das die Formics schon in der Galaxis abmurkst. Ein solches Genie, glaubt Graff, finde er nur unter den jugendlichen Gamern. Hat ja recht, die Knaben und Mädchen fuhrwerken doch ständig an Simulatoren herum. Also bildet er mit denen eine Truppe. Wieso die aber gedrillt werden muss, ist ein weiteres ungelöstes Rätsel, wenn sie im Raumschiff doch nichts anderes machen muss als an Konsolen rumfummeln. Ein Highlight des Quatschaufaufs ist Ben Kingsley, der mit seinen Gesichtstätowie-



Die Suche nach dem Genie: «Ender's Game».

rungen wohl ein galaktischer Queequeg, der Harpunier aus «Moby Dick», sein soll. Im Knaben Andrew «Ender» Wiggin findet Graff das Genie – und der ist ein ziemlicher Dusterbengel. Am Ende aber sucht er voller Reue den Formics eine neue Heimat, nachdem er ihren Planeten ratzfatz versaut und die Artenvielfalt um eine Spezies dezimiert hat. Heul. ★★★☆☆



Schenkelklopf-Brüller: «Achtung, fertig, WK!».

Achtung, fertig, WK! — Um fröhliches Soldatenleben geht's dagegen in der neuen Kasernenklamotte, die nach dem Erfolg von «Achtung, fertig, Charlie!» folgen musste. Die Story ist, man mag's nicht glauben, der totale Hirnriss: Alex (Matthias Britschgi) ist zwar untauglich, wird aber vom Offiziers-Papa (Marco Rima) seiner Freundin genötigt, an einem Wiederholungskurs teilzunehmen – sonst bekommt das Pärchen Papas Schnuckelhaus auf dem Land nicht. Dort will das Pärchen aber glücken, also muss Alex, gemeinsam mit Krachnudeltypen, durch Wald und Kaserne karriolen. Die Quintessenz dieses sogenannten Sequels ist, dass der Zuschauer Zeuge der Gärung in den Köpfen der Macher wird: Sie schäumt humorlos und inhaltsleer über die Leinwand und greift alle Schenkelklopf-Brüller-Sex-Deftigkeiten seit «American Pie» ab. Marco Rima und Bruno Cathomas, bei denen ab und an Komödiantisches aufblitzt, gehen leider in dem verdackelten Klamauk unter. ★★★☆☆

Fragen Sie Knorr

Beim nördlichen Nachbarn läuft wieder mal ein Film von Helge Schneider: «oo Schneider – Im Wendekreis der Eidechse». Wie beurteilen Sie denn Schneider? Gelacht habe ich bei seinen Filmen nie. A. Z., Basel

Soweit ich weiss, will Schneider das auch vermeiden. Mit seinen Filmen will er radikal Konvention, Dramaturgie, Pointen-Aufbau, überhaupt den Sinn der Komödie durch die absolute Leere unterlaufen. Da scheiden sich wirklich die Geister. Die mutwillige Zerstö-



rung jeder erzählerischen Logik, den absurden Schwachsinn, finden die einen wahnsinnig toll, die anderen zum Davonlaufen. So drehte der gebürtige Mühlheimer seinen neuen Film nicht nur in seiner Heimatstadt, sondern auch in Spanien. Einfach nur, um mal völlig sinnentleert Kakteen unter glühender Sonne zwischen das triste Mühlheim zu schneiden. Helge Schneider ist trotz des Irrsinns ein Multitalent, vor allem ein grosser Jazzmusiker.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Fernseh-Kritik

Lara Stoll macht den Lorient

Von Rico Bandle

Die Slam-Poetin Lara Stoll gehört zu jenen Künstlern, die man cool finden muss, wenn man selbst in urbanen Kreisen als cool gelten will. Die 25-jährige Thurgauerin ist charmant, verwegen, ihre Texte verschachtelt genug, dass sich jeder Philosophiestudent sofort wohl fühlt. Sie ist eine Meisterin der humoristischen Arroganz und ja, irgendwie auch sexy.

Diese Lara Stoll, Poetry-Slam-Europameisterin und Liebling des Schweizer Fernsehens («Giacobbo/Müller», «Aeschbacher», «Kulturplatz» etc.), hat nun eine eigene Satiresendung erhalten. Nein, nicht auf SRF, sondern auf einem Kanal namens Sport-Szene-Fernsehen (SSF), einst Schweizer Sportfernsehen. Im Vorfeld schraubte Stoll die Erwartungen hoch: Die Sendung werde angriffig, ohne Rücksicht auf irgendwelche Befindlichkeiten. «Wir machen uns über alle und alles lustig.» Am Montag ging dann die erste Folge von «Bild mit Ton» über den Sender. Bloss: Der Privatsender war auf dem heimischen Fernseher nicht auffindbar und der Live-Stream auf der SSF-Homepage funktionierte auch nicht.

Auf bildmitton.tv lässt sich die Sendung doch noch nachschauen. Ganz neu ist das Konzept nicht: Wie Lorient bedient sich Stoll einer Bieder-und-verstaubt-Ästhetik, und wie bei der einstigen SF-Satiresendung «Punkt CH» schneidet sie die Beitragsschnipsel wild durcheinander. Als rauchende Präsentatorin mit Anzug und Krawatte macht sich Stoll hervorragend, und die zwei bärtigen «arbeitslosen Fernsehzuschauer» als Sidekicks sind wunderbar. Auch einige Einspieler sind gelungen, zum Beispiel eine Sitcom, in der ein verklemmter Mann damit fertigwerden muss, dass seine Angehimmelte plötzlich lesbisch wurde. Die angekündigten Tabubrüche bleiben aber im harmlosen Bereich wie «Das Alter ist eine Krankheit, unter der immer mehr Leute leiden».

Für volle 25 Minuten reicht der Stoff vorerst nicht ganz, eine auf 15 Minuten komprimierte Fassung wäre besser gewesen. Insgesamt ist die Arbeit der jungen TV-Macher aber zu loben: «Bild mit Ton» hätte es verdient, auf einem Sender ausgestrahlt zu werden, den man auch findet.

Bild mit Ton: Montag, 19 und 20 Uhr, SSF sowie auf www.bildmitton.tv

In rosa Licht gehüllt

Ein Juwelier feiert im Kunsthaus Geburtstag; «Schuld und Sühne» im Kongresshaus; viel Prominenz in Bern. *Von Hildegard Schwaninger*



«Ein glückliches Leben»: Juwelier Harry Hofmann (l.) und Lebensgefährtin Gian-Paolo Amsler.

Juwelier **Harry Hofmann** lud zur Feier seines 69. Geburtstags ins Zürcher Kunsthaus. Der Vortragssaal erstrahlte in rosa Licht, der Tenue-Vorschlag war «Herren Smoking, Damen viel Schmuck», und entsprechend hatte der Abend einen besonderen Glanz. Harry Hofmann ist ein eleganter Mann, der zwanzig Jahre jünger aussieht als andere seines Jahrgangs, 1944. Er ist der grösste Ankäufer von gebrauchtem und antikem Schmuck in der Schweiz, hat sein Geschäft an der Rämistrasse 33 in Zürich. Sein Lebensgefährte und Ehemann **Gian-Paolo Amsler** ist, kurz gesagt, ein schöner Mann. Seine Begrüssungsrede hielt Hofmann knapp und berührend. Er dankte den Gästen, dass sie da waren, und er dankte Gian-Paolo, «mit dem ich seit 38 Jahren zusammen bin, er hat mich unterstützt, beraten und geliebt. Ein glückliches Leben.» Die Einladungskarte war pink, der ganze Abend in rosa Licht gehüllt, und einer der ersten Gäste, die eintrafen, war **Max Wiener**, früher Trendsetter in der Werbung, heute Vorkämpfer in der Pink-Cross-Bewegung, doch der Abend war keine Schwulenparty, es war ein Abend für Freunde. Mit viel Stil und Klasse!

Die Modeverkäuferin **Silvia von Ah** (heute Boutique Tops), Harry Hofmanns Liebe, bevor er sich Männern zuwandte, war mit ihrer hübschen Tochter **Nadja da** (Hofmann ist nicht der Vater, er ist Taufpate); **Martin Stockar** (mit sei-

ner Frau **Eliane** am Fest) ist ein Studienfreund, mit dem Hofmann die Handelshochschule St. Gallen besuchte, bevor er in Deutschland ein Gemmologiestudium abschloss. Der Luzerner Künstler **Luciano Castelli** war mit seiner französischen Frau **Alexandra da. Shawne Fielding**, die Aids-Hilfe-Botschafterin, trug ein gigantisches Décolleté, das an die drei Herren, die ihr vis-à-vis sassen, allerdings komplett verschwendet war. In grüner Robe erschien Ständerätin **Verena Diener**. Und: **Christine Lips**, die vor vier Jahren ihren Mann **Herbie**



Neue Liebe: Edgar Schwyn und Christine Lips.

Lips (Circus Conelli) verlor, hat eine neue Liebe. Die Zirkusprinzessin ist mit einem Schlossherrn liiert. Sie strahlte neben **Edgar Schwyn**, Besitzer von Schloss Sihlberg (ehemalige Brau-

erei Hürlimann), in einem roten Spitzenkleid von Dolce & Gabbana.

Es gab keinen Gabentisch, auf dem sich Hermès-Schächtelchen türmten und Blumenbuketts dahinwelkten, denn Hofmann hatte sich ausdrücklich «Bitte keine Geschenke» erbeten. Das Musikprogramm war klasse. Herzerwärmend die Gügegugge, dann die Candy Sisters, drei schnuckelige Girls, die Schweizer Lieder aus den vierziger und fünfziger Jahren sangen, Melodien aus der Kindheit des Gastgebers.

Das Tschechow-Kunsttheater Moskau gab sein erstes Schweizer Gastspiel im Zürcher Kongresshaus mit Dostojewskis «Schuld und Sühne». Die deutsche Übersetzung wurde auf Leinwand projiziert. Im Publikum viele wunderschöne Russinnen und ein paar versprengte Männer. Anwesend war eine der mächtigsten Frauen vom Zürichsee: die aus Sankt Petersburg stammende **Margarita Louis-Dreyfus** (Agrarhandelskonzern und Olympique Marseille).

Was für ein Arsenal an prachtvollen Schweizerinnen es gibt, sah man an der zweiten Gala de Berne, wo im Mittelpunkt des Interesses **Fürst Albert von Monaco** stand, dessen Fondation (Schutz unseres Planeten) das Fest gewidmet war. Alle verfügbaren Missen und Ex-Missen wurden angeboten (**Rigozzi, Buchschacher, Rinderknecht** und Co.), am eindrucklichsten aber war, wie sensationell



Mittelpunkt: Doris Leuthard, Albert von Monaco.

Ursula Andress aussieht. Sie kam in Grün und war entspannter als an der ersten Gala, wo sie im Stress war, der wichtigste Gast zu sein. Diesmal hatte sie es leichter. Es gab noch Bundesrätin **Doris Leuthard**, die Filmstars **Roger Moore** und **Gina Lollobrigida**, den Arzt/Abenteurer **Bertrand Piccard** und **Toni Mosimann**, den berühmten Schweizer Koch. Dessen grosser nächster Auftrag (nach einem Gastspiel in Kiew): Zum 65. Geburtstag von **Prince Charles**, der im November im Buckingham Palace mit 450 Gästen gefeiert wird, ist Mosimann mit seiner Brigade als Koch engagiert.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Liebe mit Patina

Der Rechtsanwalt Andreas Egli, 44, ist auf Scheidungen und Trennungen spezialisiert. Das vom Gesetz als Regelfall vorgesehene gemeinsame Sorgerecht bezeichnet er als Placebo für die Väter.



«Galgenhumor»: Scheidungsanwalt Egli.

Ruhe bewahren: Bei Eheproblemen haben manche Männer den unglücklichen Trieb, sich in die Arbeit zu verkriechen und Wertschätzung und Anerkennung im Job zu suchen. Kommt es zum Bruch der Beziehung, stellen Gegenpartei und Gerichte bei der Berechnung des Unterhaltsanspruchs auf das während des Zusammenlebens zuletzt erzielte – meist hohe! – Einkommen ab. Viele Ehemänner kommen in diesem Moment erst richtig auf die Welt. Beim Beratungsgespräch mit dem Anwalt werden die Strukturen des Ablaufs einer Trennung oder Scheidung besprochen. Stundensatz und Vorschuss sind zu vereinbaren, ein Unterlagendossier ist zusammenzustellen, und es wird eine Analyse der Situation erstellt. Dazukommen Sofortmassnahmen wie Empfehlung für Kontosperrungen, Türschlosswechsel, Entzug der Vollmachten oder vorsorgliche gerichtliche Verfahren.

Wer ist im Vorteil? Dem gewählten Rollenkonzept der Ehegatten versucht das Scheidungsrecht bei «lebensprägenden» Ehen auch nach einer Scheidung gerecht zu werden. Das Gericht stellt sich die Frage, von wem die Kinder bisher massgeblich erzogen wurden und wer bisher welchen finanziellen Beitrag zu den Familienkosten geleistet hat. Das führt bei klassischer Rollenverteilung dazu, dass der

Frau Sorgerecht und Obhut über die Kinder übertragen werden und der Mann ein Besuchsrecht erhält sowie Unterhalt bezahlen darf.

Gemeinsames Sorgerecht: Die Wirkung des neu vom Gesetz als Regelfall vorgesehenen gemeinsamen Sorgerechts wird überschätzt. Es ist aus meiner Sicht ein Placebo für die Väter. Auch in Zukunft wird es viel entscheidender sein, bei wem die Kinder in Obhut sind, bei wem sie also tatsächlich wohnen. Ein Hin und Her der Kinder über die Woche mit geteilten Wohnsitzen werden die Gerichte auch in Zukunft kaum unterstützen. Jedenfalls dann nicht, wenn es bloss darum geht, dass bei der Scheidung niemand das Gesicht verlieren soll. Haben sich Eltern aber bereits vor der Scheidung die Arbeit für Pflege und Erziehung der Kinder geteilt, dann dürfte es in der Praxis einfacher werden, dieses Modell weiterhin zu leben, sogar mit wechselnden Übernachtungsorten der Kinder.

Kampfscheidung: Scheidungswilligen Parteien rate ich, von Anfang an ein grosszügiges Angebot zu machen, das dafür die finanzielle Belastung zeitlich begrenzt. Es ist wichtig, dass beide Parteien über die Ehe und deren Scheitern hinwegkommen und möglichst rasch wieder neue Perspektiven für sich ins Auge fassen. Gesetz und Gerichtspraxis könnten noch etwas mehr dazu beitragen als bisher: indem auch bei lebensprägenden Ehen der Unterhaltsanspruch zeitlich stärker beschränkt, dafür allenfalls ein grösserer Betrag für Aus- und Weiterbildung vorgesehen wird. Kurz und knapp: Es ist für beide Ehegatten zumutbar, wieder voll zu arbeiten, wenn die Kinder aus dem Gröbsten raus sind.

Witzig: Ein Klient klagt nach der Scheidung über die Unterhaltsverpflichtungen, die Gerichts- und die Anwaltskosten. Der Anwalt beschwichtigt: «Die Scheidung war zwar teurer als die Hochzeit – dafür haben Sie aber auch viel länger Freude daran.» Der hohen Scheidungsquote in der Schweiz kann man nur mit Galgenhumor begegnen. Zudem ist mir bewusst, dass ich die glücklichen Ehen und Beziehungen beruflich nicht zu Gesicht bekomme. Die makellose Liebe hält selten ewig, umso mehr bewundere ich die Liebe mit Patina.

www.egli-law.ch
Protokoll: Franziska K. Müller

Räubergeschichte

Von Andreas Thiel — Wie das mit den Quersubventionen auf der Strasse angefangen hat.

1. Räuber: Hände hoch und Geld her!

Wanderer: Gnade! Bitte nehmt mir nicht alles weg. Ich bin bloss ein armer Wanderer und habe eine Frau und vier Kinder.

2. Räuber: Sollen wir ihm nicht etwas für Frau und Kinder lassen? Er sieht wirklich nicht sehr reich aus.

3. Räuber: Tut mir Leid, Wanderer, das geht nicht. Wenn wir dir etwas übriglassen würden, dann wäre das eine indirekte Subvention deiner Familie, und dafür haben wir kein Geld.

4. Räuber: Halt den Mund, Johann.

3. Räuber: Aber Didier, ich wollte doch nur ...

1. Räuber: Keine Namen! Also hör mal, Wanderer, wir können dir nichts übriglassen, weil wir das Geld brauchen, um diese Strasse hier instand zu halten.

Wanderer: Aber die Strasse ist doch in einem miserablen Zustand.

1. Räuber: Eben.

Wanderer: Was habt Ihr denn mit dem Geld gemacht, welches Ihr mir beim letzten Überfall abgenommen habt? Damals wolltet Ihr damit doch auch schon die Strasse sanieren.

1. Räuber: Ja, aber dann haben wir das Geld gebraucht, um unten am Fluss die Brücke zu sanieren.

Wanderer: Dazu steht doch jemand an der Brücke und erhebt Brückenzoll.

4. Räuber: Das stimmt, Doris. Eveline und Simonetta stehen unten am Fluss und ziehen Brückenzoll ein.

1. Räuber: Keine Namen! Höre, Wanderer, was deine sture Haltung für Folgen haben wird. Wenn du dich hier nicht ausrauben lassen willst, dann bleibt uns nichts anderes übrig, als den Brückenzoll zu erhöhen.

Wanderer: Der wurde doch bereits mehrere Male erhöht. Wann wird die Brücke denn endlich saniert?

5. Räuber: Das ist eine gute Frage. Wann sanieren wir die Brücke eigentlich?

2. Räuber: Halt den Mund, Ueli. Wir brauchen das Geld für soziale Projekte. Wir unterstützen damit arme Wanderer. Hörst du? Also Geld her!

5. Räuber: Aber Alain, dann bleibt ja gar nichts mehr für die Sicherheit auf der Strasse übrig.



Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Glut unterm Schnee

Von Peter Rüedi



Das Glück wächst in den Nischen. Dem ist schon so. Nur haben oft nicht die Alteingesessenen, sondern die in deren Augen zugereisten «fremden Fötzel» das Auge fürs lokale Potenzial. Das war im Tessin so, als in den Achtzigern zugezogene Deutschschweizer den Tessiner Wein auf ein ganz neues Niveau katapultierten. Und es ist nicht anders im Fall der Renaissance, welche in den letzten Jahren die Weine vom Ätna aus dem Status des Geheimtipps in den einer veritablen Mode beförderte, die sich, täuscht nicht alles, bald zu einem schönen festen Wert verfestigt. Namentlich an den Nordhängen, zumal in höheren Lagen (600 bis über 1000 m ü. M.), vornehmlich mit der alten Sorte Nerello Mascalese begannen Anfang dieses Jahrtausends auf den mineralischen Böden des Vulkans einige Pioniere nach dem puren Gegenteil dessen zu forschen, was man sich bis dahin unter sizilianischem Wein vorgestellt hatte.

Der Belgier Frank Cornelissen oder der cis- und transatlantisch rührige Unternehmer Andrea Franchetti (der schon im südtoσκanischen Val d'Orcia mit Trinoro ein Spitzengut aufgebaut hatte) entdeckten in der autochthonen Nerello Finessen, die man sonst eher in kühleren, nördlichen Kreszenzen wie der Nebbiolo oder der Pinot noir sucht. So spricht denn Marco de Grazia, als italoamerikanischer Weinbroker mit Sitz in Florenz auch kein geborener Sizilianer, vom Terroir seines Guts in Randazzo als dem «Burgund des Südens». Neben Passopisciaro seines Nachbarn Franchetti sind seine Terre Nere die bekannteste Etikette des neuen Ätna-Booms (längst sieht sich auch der norditalienische Weinadel wie Elio Altare nach Land am Ätna um). Den grossen Temperaturunterschieden zwischen Tag und Nacht, namentlich bei näherrückendem Lesetermin im Oktober oder gar November, verdankt die Nerello Mascalese ihr mit nichts zu vergleichendes Bouquet (Kirschen, auch Weichseln, etwas rauchige Töne, viel vulkanisch mineralische Würze). Doch Achtung: Wie beim Berg, auf dem sie wächst, glüht es unter dem Gipfelschnee. Dieser Etna rosso ist ein cooler Wein, aber mit enorm viel Power. Das eben macht seinen Reiz aus.

Tenuta delle Terre Nere: Etna Rosso 2012.
Gazzar. Fr. 15.66. www.gazzar.ch

Shades of Grey

Von Jürg Zbinden



1



2



3

Sonnenbrillen haben drei gewichtige Vorteile: Erstens sind sie weder alters- noch geschlechtsgebunden. Zweitens gelangen sie das ganze Jahr über zum Einsatz – denn auch in einer verregneten Saison scheint gelegentlich die Sonne. Drittens: Sonnenbrillen schützen auch vor neugierigen Blicken und sehen obendrein cool aus, falls das richtige Modell gewählt wird. Alle grösseren Fashion-Brands führen sie im Sortiment, damit nicht nur die Konkurrenz sich eine goldene Nase verdient: Chloé, Ferragamo, Yves Saint Laurent, Burberry, Dior, Chanel, Gucci usw. Im Kompetenzzentrum fest verankert sind die *sunlasses* nach wie vor bei Polaroid, Persol oder Ray-Ban.

1 — Kein Geringerer als Starfotograf Peter Lindbergh, der in den neunziger Jahren sämtliche Supermodels vor der Linse hatte, rückt für die neue Silhouette-Kampagne «An Icon for an Icon» Cate Blanchett ins beste Licht. Die Australierin, die in Woody Allens jüngstem Film, «Blue Jasmine», umwerfend gut ist, ist Gesicht und Projektionsfläche für die Linie «Titan Minimal Art». Der Name ist Programm: ultraleichtes, widerstandsfähiges Titan wie beim Terminator und ein minimalistisches Design. Keine Schrauben, keine Scharniere, kein Rah-

men – gerahmt wird die Brille vom Gesicht der Ikone. Die «Titan Minimal Art 8130 SUN» vom vielfach ausgezeichneten Brillenspezialisten Silhouette ist in diversen Farben erhältlich, als Korrektur- oder als Sonnenbrille. Zu kaufen im ausgewählten Optikfachhandel für Fr. 365.–

2 — Prada kam, sah und siegte. Die Sonnenbrillen sind immer *bold* oder *coraggioso*, und auch Prada setzt auf Typen mit Charaktergesicht. Aktuell ist es der zweifach Oscar-gekürzte Christoph Waltz, der für ein Panzerknackermodell von Prada Werbung macht. Das abgebildete Modell ist etwas dezenter, sportlicher, retro und gleichzeitig moderat futuristisch. Der Verkaufspreis (Modell PR 21PS 1Bo-301) beträgt etwa Fr. 415.–. Im ausgewählten Optikfachhandel und natürlich bei Prada.

3 — Die Sportsonnenbrillen von Oakley sind rasant futuristisch und längst legendär. Ob zum Ski- oder Radfahren, die farbig verspiegelten Brillen mit dem ovalen «O» als Firmenlogo haben die Welt gesehen. Oakley kann aber auch anders, wie das Modell «Garage Rock Blue Woodgrain» mit grau polarisierten Gläsern beweist. Die Oakley kostet um Fr. 270.–. Im Sport- oder Optikfachhandel.



Velo

Das Leben rollt

Mit einem Smart-Elektrofahrrad finden wir eine überzeugende Art, uns fortzubewegen. *Von David Schnapp*

Manche Vorurteile pflege ich sorgsam. Elektrovelos etwa hielt ich bis vorletzter Woche für eine Art Offroad auf zwei Rädern. Zu gross, zu schwer, zu durstig (auch wenn es nur Strom ist). Um mir mein Vorurteil nicht von der Realität zertrümmern zu lassen, vermied ich es, jemals auf ein Velo zu sitzen, das eine Batterie und einen Motor eingebaut hat.

Dann aber geriet ich durch Fügungen des Schicksals an ein Smart-E-Bike. Auf den ersten Blick sah es zwar auch gross und klobig aus, aber trotzdem haben es die Designer geschafft, dem Zweirad Eleganz und Sportlichkeit mitzugeben. Zu Diskussionen auf der Redaktion gab der gebogene Lenker Anlass, den es als Zubehör gibt. Grundsätzlich wird das Bike mit einem sportlichen, geraden Lenker geliefert, wer will, kann sich aber den gemütlicheren, gebogenen Lenker montieren lassen. Erhältlich ist optional ausserdem ein Gepäckträger oder eine Federgabel mit verstellbarem Luftdruck. Das ist sinnvoll, wenn man zügig über unebene Wege fährt, denn das Stromvelo wird ziemlich schnell und schüttelt einen dann je nach Untergrund ordentlich durch.

Smart-E-Bike

Leistung: 250 W, Batterie: Li-Ionen 423 Wh
Max. Unterstützungsgeschw.: 25 km/h
Preis: Fr. 3450.–

Das Schönste aber ist das Fahrgefühl auf der Strasse. Der Elektromotor am Hinterrad lässt sich in vier Stufen zuschalten, und sobald man in die Pedale tritt, setzt dessen Unterstützung ein. Als ich an einem milden Sonntagabend die Limmat entlangfuhr und darauf achtete, sorgsam um Jogger und Hund herumzukurven, fühlte ich mich sanft durchs Leben getragen, das Rollen auf dem Smart-Bike fühlt sich immer ein bisschen wie Fliegen an. Es ist eine zeitgemässe Mobilitätsphilosophie, man muss zwar selber aktiv werden, bekommt dafür aber auch etwas zurück. Ohne grosse Anstrengung erreiche ich 25 km/h, was die unterstützte Höchstgeschwindigkeit ist. Aber auch über 30 km/h erreicht man ohne vorgängige Konsultation in der Sprechstunde eines Sportarztes.

Leicht von A nach B

Kommen wir zu weiteren technischen Details: Der Lithium-Ionen-Akku wiegt 3,3 Kilogramm und reicht für rund 100 Kilometer. Fünf Stunden braucht es bis zur vollständigen Ladung, 500 Ladezyklen (bei 80 Prozent Kapazität) sind möglich, was im Konkurrenzvergleich ein mittelmässiger Wert ist, aber immerhin 50 000 Kilometer weit reichen sollte. Eine sehr gute Idee ist im Übrigen der öl- und wartungsfreie Zahnriemen aus Carbon.

Fazit: Das Smart-E-Bike trägt einen mit erfrischender Leichtigkeit von A nach B – eine überzeugende Art der Fortbewegung.

Zu Tisch

Kuchler, Christian

Von David Schnapp



Es ist vielleicht kein Phänomen, das breit zur Kenntnis genommen wird, aber die Schweiz verfügt über ein Reservoir an ausgezeichneten jungen Köchen. Einige von ihnen sind noch keine dreissig Jahre alt und führen schon ganze Betriebe. Erfreulich ist nicht nur ihre Jugend, sondern vor allem ihre Eigenständigkeit. Da wäre zum Beispiel Dennis Puchert im «Spice» (Zürich), der frisch und frech mit Molekulartechniken spielt und den wir hier demnächst vorstellen, oder Nenad Mlinarevic im «Focus» (Vitznau), der schon viel von der Welt gesehen hat, entsprechend vielseitig kocht und der mit etwas Ausdauer leicht einer der Besten des Landes werden könnte (siehe auch *Weltwoche* 21/13).

Oder da ist Christian Kuchler, eben von «Gault & Millau» zum «Aufsteiger des Jahres» bestimmt und mit 27 Jahren Herr über eine neunköpfige Brigade, die im malerischen «Gasthof Hirschen» direkt am Rhein in Eglisau die Gäste in einem Gourmetrestaurant und einem Bistro bekocht. Kuchler hat die Statur eines Schwingers, fertigt aber austarierte Gerichte von erstaunlicher Reife und mit durchaus kräftigen, aber differenzierten Geschmacksbildern. Saucen mit Kraft und Tiefe werden da präsentiert wie die Matelote (Fischfond und Rotwein), die er zu einer perfekt gebratenen Rotbarbe, Flusskrebse, einer Petersiliencreme und Champignons giesst.

Kuchler, eineinhalb Jahre geschult in der mit militärischer Härte geführten Küche von Alain Ducasse im «Plaza Athénée» in Paris (3 Michelin-Sterne), beherrscht die klassischen Zubereitungsarten, seine Gerichte aber sind modern, weil er neue Bezugspunkte schafft und durch die Zugabe neuer Komponenten Spannung erzeugt. Ein perfekt gebratenes Reh etwa mit Butternusskürbis und Sellerie ist ein Klassiker. Der Sellerie aber wird in diversen Aggregatzuständen (als knuspriges Stroh, als Creme etc.) eingefügt und ermöglicht so ein zeitgemässes Spiel mit Texturen und Geschmacksvariationen.

La Passion im Gasthof Hirschen: Untergass 28, 8193 Eglisau, Tel. 043 411 11 22. Sonntags und montags geschlossen. Ausführliche Besprechung des Menüs mit Bildern auf www.dasfilet.ch



«Ich sehe es kommen»: Filmproduzent Weinstein, 61.

MvH trifft

Harvey Weinstein

Von Mark van Huisseling — Was bespricht man mit dem erfolgreichen unabhängigen Filmproduzenten und ganzen Kerl? Frauen.

Ich bin Kolumnist ...» – «Mhm.» – «... und werde keine Fragen stellen über Filme.» – «Grossartig.» – «Mein Konzept ist: mit interessanten Leuten über interessante Dinge reden.» – «Richtig.» – «Und was interessant ist, entscheide ich.» – «Ha, ha.» – «Mit Ihnen möchte ich über Frauen reden.» – «Ah ja?» – «Weil es in der Branche, in der Sie arbeiten, verhältnismässig viele Frauen gibt in hohen Stellungen.» (Dass erzählt und geschrieben wird, er habe ein betont männliches Überlegenheitsgefühl – etwa von Peter Biskind in seinem Buch «Down and Dirty Pictures»: «Harvey hat den Ruf, brillant zu sein, aber auch boshaft und brutal» –, wäre die falsche Aussage, um anzufangen, denke ich.)

Unser Treffen nach seiner sogenannten Masterclass am Zurich Film Festival hat eine Vorgeschichte. Im Dezember vergangenen Jahres war er Gast an einer Veranstaltung von «A Small World» (ASW) in Gstaad; ASW ist ein soziales

Netzwerk, das ihm und seinem Bruder Bob gehörte, bevor er es Patrick Liotard-Vogt (mit dem ich bekannt bin) verkaufte. Ich bat Weinstein, nachdem Liotard-Vogt mich vorgestellt hatte, um ein Gespräch. «Ich habe Leute, die solche Sachen planen», sagte er. Und: «Sagen Sie Ihren Leuten, sie sollen mit meinen Leuten Verbindung aufnehmen.»

Harvey Weinstein, 61, aus New York, ist eine Filmproduzenten-Legende (*Tages-Anzeiger*; «Pulp Fiction», «The English Patient», «Gangs of New York»). Er und sein Bruder verkauften vor zwanzig Jahren ihre Filmproduktionsfirma Miramax an Disney, Miramax hatte die ersten Filme der damals jungen Regisseure Steven Soderbergh oder Quentin Tarantino herausgebracht. 2004 verliessen die Brüder Miramax/Disney und gründeten The Weinstein Company. Für diese Firma hat Harvey etwa «Inglourious Basterds», «The King's Speech» oder «The Artist» (mit)produziert.

«Arbeiten Sie lieber mit Frauen oder Männern?» – «Ich denke, es kommt aufs Gleiche raus. Aber ich hatte immer eine Menge grossartiger Frauen-Führungskräfte um mich herum. Einige meiner frühen Erfolge kamen dank ihnen zustande.» (Er nennt mit Namen Meryl Poster, seine ehemalige Filmproduktionschefin.) «Verhandeln Frauen anders als Männer?» – «Das denke ich nicht.» – «Sind alle Klischees falsch – dass Männer mehr die linke Hirnhälfte [analytisch] nutzen, Frauen die rechte [intuitiv]?» – «Jeder hat die intellektuellen Fähigkeiten, die er hat, wissen Sie?» – «Könnten Sie unter oder für eine Frau arbeiten?» – «Natürlich, weshalb nicht? Was geht mich das an? Interessiert Sie das? Ich bin ein Film-Kerl, *whatever*.» (Meryl Poster war zuvor seine persönliche Assistentin – wie fast alle, die aufstiegen. Weil man sich seiner Sicht von falsch und richtig komplett unterordnen müsse, um befördert zu werden, steht in «Down and Dirty Pictures», das ich empfehle. Seine Ex-Frau Eve war ebenfalls zuerst seine persönliche Assistentin.)

«Vielleicht wäre alles anders gekommen, wenn Disney eine Chefin gehabt hätte ...» – «Ich bezweifle es.» (Die Zusammenarbeit mit dem damaligen Disney-Chef Michael Eisner endete, verkürzt und mild gesagt, im Streit. «Eisner könnte der einzige Mensch in Hollywood sein, neben dem Harvey nett und sympathisch aussieht», *New York Magazine*.) «Es gibt Studiochefinnen, Produzentinnen, Casting-Direktorinnen ... Regisseurinnen gibt es bloss wenige – ist es keine weibliche Stärke, anderen zu sagen, was sie tun sollen?» – «Doch, Kathryn Bigelow ist Regisseurin.» – «Wer sonst noch?» – «Es sollte mehr geben, und es wird mehr geben, ich sehe es kommen ... Jane Campion, grossartige Regisseurin.» – «Kommt man besser durchs Leben, wenn man nur Nettes spricht über Frauen, wie Leonard Cohen sagt?» – «Wer?» (Er war Musikpromoter, bevor er im Filmgeschäft anfang, habe ich gelesen.) «Der Singer/Songwriter aus Kanada, den viele Frauen mögen.» – «Nicht mein Fachgebiet, ich überlasse das Ihnen.» – «Wer ist die eindrücklichste Frau, die Sie bis jetzt kennengelernt haben?» – «Meine Frau.» (Georgina Chapman, eine britische Modemacherin und Schauspielerin, sie sind seit sechs Jahren verheiratet und haben zwei kleine Töchter sowie einen Sohn; er hat ausserdem zwei Töchter aus seiner ersten Ehe.) «Was ist das Wichtigste, das Sie von Ihrer Mutter gelernt haben?» – «Als kleiner Junge hatte ich eine Augenverletzung, und weil ich klug war und nichts anderes machen konnte, habe ich zwanghaft Bücher gelesen. Sie liess mich machen.»

Sein liebstes Restaurant: «Cipriani» – «Welches, das in London?» – «Nein, dort bin ich Mitbesitzer, doch ich liebe das an der 5th Avenue.» «Harry Cipriani», 781 5th Avenue, New York, Telefon +1 212 753 55 66.

	1	2		3	4	5	6	7		8	9	10		
11				12										13
14										15				16
17				18										
		19	20								21			
22	23					24	25			26				
27					28						29	30		31
			32	33						34	35			
36		37					38	39						40
41										42				
43							44					45		
46										47				

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Astronomische Zeitspanne

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Die mit Ehre und Geiz verbundene Eigenschaft. 8 Ob nun Sport oder Spiel, da ist es Schweizern nie zu viel. 11 Bei Musikern sehr beliebtes Geschlecht. 12 Sein typisches Erkennungszeichen: jeder will ihm die Hände reichen. 14 Knapp gesäte Namensspuren. 15 Nur kurz gesichtete Flugabwehrkanonen. 17 Weder Edu, noch Edi oder Eddie, sondern eine nochmals andere Variante. 18 Bei Verliebten höchst unbeliebte Antwort. 19 Mit Tradition ein idealer Helfer beim Kaninchenfang. 21 Der des Deutschen unkundige Brite sagt vielleicht Uhu. 22 Wurfgeschoss mit durchdringender Wirkung. 24 Es war einmal, und irgendwann kommt man bei ihm an. 27 Etwas minderwertiger Nadelbaum. 28 Die britische Sängerin singt, und es klingt wie eine afrikanische Sprache. 29 James war mit seiner Leistung wohl zufrieden. 32 Vier Hektaren ergeben zehn davon. 34 Um es kurz zu machen: mit einem Wort. 36 Plastik mit teils erstaunlicher Haltbarkeitsdauer. 38 Kraftprotz zeigt seine Muskeln besonders gerne über ihm. 41 Namentliches Ergebnis typisch menschlicher Merkmale. 42 Liegt am Boden, dient als Bodenbelag. 43 Für Amerikaner ist es fast schon langsam. 44 Kalkulation ohne Hintergedanken. 45 Weniger als Null und somit falsch. 46 Gleich ist nicht gleich sofort. 47 Strapaziertes Zeitgefühl.

Senkrecht — 1 Bei der Seeschiffahrt von strategischer Bedeutung. 2 Pflotschnass sein ist zwar kein Deutsch, trifft es aber auch. 3 Er mag es besonders in extenso. 4 Gefüllt mit ... , ... man sie dann meist auch. 5 Abgeschlossenheit im Basler Park beim Rhein. 6 Ganz am Ende stimmt die Gemeinde jeweils zu. 7 Ein Juwel ist ein geschliffener Edelstein und dies. 8 Ganz schön jazziger DJ aus den USA. 9 Er verspricht Kapital oder kapitalen Absturz. 10 Ihn gilt es auszumisten. 11 Gopfridstutz! riefen sogar Schweizer bei Gottfrieds Entscheid. 13 Philosophisch betrachtete Existenz. 16 Diese Kleidung ist echt eine Diskrepanz. 20 Die so getaufte Deutsche ist eine kühne Grüne. 23 Ausgangsmaterial und gemaltes Bild. 25 Bilanz nach Schweizers Geschmack. 26 Womit er durch innere Ausgeglichenheit gekennzeichnet ist. 28 Zehn von 32 waagrecht ergeben 400 von diesen. 30 Wo König Echnaton es sich vor rund 3500 Jahren gut gehen liess. 31 Statt Miteinander böses Durcheinander. 33 Geschützte Kultur der Aborigines im cabundi-Nationalpark. 35 Sie sollen Unklares klären. 36 Das Städtchen im Piemont erinnert an die Markgrafschaft. 37 Die für längere Zeit vereinbarten Bezüge sind in der Mehrzahl gekürzt. 39 Wer auch immer hier spinnt, das Resultat stimmt. 40 Konsequenz einer Tat, an der man zu kauen hat.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 339

V	A	S	E		T	A	G	S		B	L	A	S	S		
I	L	A	N	Z		R	E	I	F		A	G	I	O		
Z	E	I	T	U		N	G	S	M	L	L	D	U	N	G	
E	U	L	E	N		O	P	A	L		I	A	T	A		
T						N	G	A	N	A	S	M	E	I		
I	E	S	T	E	N		N			B	I	S	S	B		
A	N	T	E			T	A	N	T	R	A		B	T	A	
S			R			F	J	I		R	O	U	I	F	A	U
E	R	O	S			E	R	H	A	C		O	B	S	T	
R	O	M	A	N		O		E	K	S	T	A	S	E		
N	I	E	D	E		R	L	A	G	L		T	E	E	N	
		G	R	O	G		O		E	N	T	E	R	N		

Waagrecht — 1 VASE 5 TAGS («Unterschriften» unter gesprayten Bildern) 9 BLASS 14 ILANZ (gilt als erste Stadt am Rhein) 16 REIF 18 AGIO (it. f. Wohlbefinden, im Finanzwesen ein Aufschlag) 19 ZEITUNGSMELDUNG 20 EULEN (-spiegel, literarische Gestalt) 21 OPAL 22 IATA 23 NGANA 25 S(tim)ME 27 FESTEN 29 BISS 32 ANTE (rückwärts gelesen = etna, it. für Ätna) 33 TANTRA 36 ETA (Electronic Travel Authority, braucht man zur Einreise nach Australien) 38 FJI (Autok.zeichen auf Fidschi) 39 ROULEAU 41 EROS 44 ERHAC (richtig: Rache) 45 OBST 46 ROMAN (Herzog; eh. dt. Bundespräsident; liter. Gattung) 48 EKSTASE 49 NIEDERLAGE 50 TEEN 51 GROG (der brit. Admiral Edward gilt als Erfinder des Grog) 52 ENTERN

Senkrecht — 1 VIZE 2 ALEUTEN (Inselkette) 3 SAIL (engl. f. segeln) 4 ENTENTE 6 ARGON (Edelgas) 7 GESPANN 8 SIMA (ozean. Erdkruste, vorwiegend aus Silicium und Magnesium bestehend) 10 LADIES 11 AGUA (span. f. Wasser) 12 SINTI (Lagrène: Gitarrist und Sinti) 13 SOGA 15 ZUNGE 17 FELSBROCKEN 24 (Frau) ANTJE (Werbung mit Kunstfigur) 26 MIAU 27 FASERN 28 STROMER 30 SEEBÄR 31 BAUTEN 34 AIROLO 35 TRAEGE 37 TASSEN 40 LOTTE (in Weimar, Roman v. Th. Mann) 42 ROIG (Giro) 43 SADO 47 NEG

Lösungswort — BRILLENTRAEGER

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



OYSTER PERPETUAL SKY-DWELLER

125
Jahre

BUCHERER

1888

bucherer.com



ROLEX